Neue

Deutsche Zeitbilder.

Dritte Abtheilung:

Elisabeth Neumann.

Roman in drei Bänden.

Dritter Band.

Bremen.

Verlag von A. D. Geisler.

1852.

Elisabeth Neumann.

Dritter Band.

Bremen.

Verlag von A. D. Geisler.

1852.

V.

Das stille Thal.

Ein reizendes Landhaus lag in einem lieblichen Thale.

Das Landhaus war hell und freundlich aufgebaut, nach Art eines Schweizerhauses. Es war einstöckig. Eine Treppe von wenigen Stufen führte in den Stock. Man gelangte, wenn man die Treppe erstiegen hatte, in ein artiges Vorhaus, in welchem vier Thüren einander gegenüber lagen. Die eine war die Eingangsthür, durch die man eingetreten war. Die zwei Thüren rechts und links führten in Gemächer. Die der Eingangsthür gegenüberliegende Thür führte in einen Gartensaal.

Wie die Bauart, so zeigte auch die Einrichtung des Hauses Wohlhabenheit und Geschmack, selbst eine gewisse Eleganz.

Die Treppe, auf der man hineingelangte, war von fein durchbrochenem Gußeisen. Von demselben Metall war das Geländer, das sie zu beiden Seiten umgab. Blanke messingene Knöpfe zierten das Geländer.

In die regelmäßigen, mit einfachen Möbeln versehenen Zimmer leuchteten hohe und breite Fenster mit den klarsten Spiegelscheiben hinein.

Das Vorhaus und der Gartensaal waren mit ausgesuchten und seltenen Exemplaren der einheimischen und auswärtigen Flora geschmückt. Die Außenseiten der Mauern des Hauses waren bedeckt mit Spalieren von Weinreben, von Pfirsichen, Aprikosen und Aepfeln.

Aus dem Gartensaale führte eine Flügelthür zu einer kleinen Treppe, ganz ähnlich der, auf der man in das Vorhaus gelangte. Die Treppe führte in den Garten.

Das Haus lag in der Mitte eines großen, schönen Gartens, der nach allen Seiten hin sich ausbreitete. Auch die Auffahrt zu der Eingangsthür des Hauses, und der mit feinem, festem Kies bedeckte Fahrweg, der in der Auffahrt endete, führten durch den Garten, bis dahin, wo dieser an die vorbeilaufende Landstraße grenzte.

Der Garten, in dem das Landhaus lag, umgab einen nicht sehr hohen, sanft und weit, fast rund nach allen Seiten hin absteigenden Hügel. Auf der Mitte und Spitze des Hügels lag das Haus.

Der Hügel befand sich beinahe in der Mitte eines weiten, fast runden Thales. Es war ein schönes Thal, in welchem der Hügel lag.

Nach drei Seiten hin war es von hohen, waldigen Bergen umgeben. Nach der vierten Seite, nach Westen zu, platteten diese Berge sich allmälig ab, so daß sie gleichsam in eine Hochebene ausliefen. Die Fläche des Thales wechselte mit Aeckern und Wiesen, mit niedrigem Gebüsch und hoher Waldung, die sich mannichfach an die Waldungen der Gebirgsrücken anschloß. Nach der Hochebene zu lag ein freundliches Dorf mit hellen Häusern, rothen Dächern und einem spitzen Thurme von blauem Schiefer.

Eine wohlunterhaltene Landstraße führte von Osten nach Westen fast mitten durch das Thal, und fast mitten durch das Dorf.

Mehrere kleine Bäche, von den Bergen ringsum herabrieselnd, durchliefen in Schlangenwindungen nach den verschiedensten Richtungen die Wiesen und die Gebüsche, und mündeten dann in einem größeren und breiteren Bach, der von der Hochebene her fließend, sich nach Osten hin ergoß um dort, eine Bergesschlucht durchbrechend, jenseits des Thales in einem namhaften Strome sich zu verlieren.

Die Treppe, die aus dem Gartensaale in den Garten des Landhauses führte, lag an der Südseite des Hauses. Sie führte unmittelbar auf einen freien Platz, der von dem Hause abwärts einen Halbzirkel bildete. Dieser Platz war mit feinem, gelbem Sande

bedeckt, und durch eine Menge Beete von grünem Rasen oder von frischen Blumen in den mannichfaltigsten und anmuthigsten Formen durchschnitten. Zwischen den Beeten standen einzelne Bäume, mit hohem und breitem Geäste. Zu jeder Seite der Treppe, noch unter dem weit herüberhängenden Sweizerdache des Hauses, stand ein Tisch, umgeben von Gartenstühlen und Bäumen.

Man hatte von diesem Platze aus die Aussicht in mehr als drei Viertheile des schönen Thales. Man übersah dessen ganze Länge von Osten nach Westen, und die ganze Südseite. Nur die Nordseite war durch das Haus verdeckt. Den Bäumen, die auf dem Platze standen, war ihr niedriges Zweigwerk genommen; sie konnten mithin nirgends die volle Aussicht hemmen. Die übrigen Bäume und die Hecken und Stauden des Gartens waren erst an den unteren Abhängen des Hügels angebracht, so daß auch sie nirgends der freien Aussicht in den Weg traten. Man sah über ihre Aeste und Zweige hinweg, so wie bei jenen Bäumen der Blick sich frei unter ihren Aesten und Zweigen her bewegte.

Man hatte den vollen Blick in die hohen Berge, die das Thal einfaßten; sie lagen so nahe vor Einem, daß man hätte meinen sollen, man könne sie mit den Händen greifen. Man sah jede ihrer Schluchten,

ihrer Spitzen; man sah ihre Zacken, ihre Felsen, die Gruppen ihrer Bäume; man glaubte das Moos zwischen den Zacken und Felsen, die Kräuter und Schlingpflanzen unter den Bäumen zu sehen. Man verfolgte den Lauf des breiten Baches, der an dem Rande des Gartens vorbeirauschend, der Schlucht der Berge nach Osten zueilte. Man gewahrte links, nach Westen, über dem Rücken der Hochebene zwei oder drei Thürme einer Stadt, die in der Entfernung mehrerer Meilen von dem Thale lag. Diesseits des Rückens der Ebene, zu den Füßen des Gartens, lag das freundliche Dorf mit seinen rothen Dächern und seinem blauen Kirchthurme. Die letzten Häuser des Dorfes waren nur durch den Bach von dem Garten geschieden.

Es war ein sonniger, warmer Aprilnachmittag. Er bot die anmuthige Aussicht des Platzes doppelt reizend dar. Der Rasen der Beete glänzte in dem ersten, reichen Grün des Frühlings: die Blumen der Beete entwickelten die volle Pracht und den ganzen Balsam der ersten Blüthen des Jahres. Von den Spalieren an der Mauer des Hauses leuchteten in seltener Ueppigkeit zwischen den wenigen grünen Blättern die rothe Blüthen der Aprikosen und die weiße der Pfirsiche. Die Ranken der Weinrebe nebenan zeigten schon die braunen Schößlinge ihrer Blätter. Weiter unten,

im Garten war alles wie übersäet von den weißen Blüthen der Pflaumen und Kirschen, zwischen denen, wenn auch die Blumen des Schmuckes der Blätter noch meist entbehrten, die grünen Hecken um desto anmuthiger hindurchschimmerten.

Jenseits der Bäume und Blüthen und Hecken leuchtete das Dorf. Sein Anblick war der anmuthigste, der reizendste. Es ist an sich etwas so Einfaches, so Gewöhnliches, ein Haufen von Bäumen mit weißen Blüthen, und dazwischen einige rothe, oder gelbe oder grüne Flecken, die durch Dächer, Mauern, Jalousien oder dergleichen gebildet werden. Und doch wie gern schwelgen Auge, Geist und Herz in diesem Anblicke. Welche Menge von ungewöhnlichen Gedanken, von süßen Gefühlen führt dieser einfache Anblick der schneeweißen Kirschblüthe, sich wiegend über den hellrothen Dächern vor den grünen Jalousien, an der gelben Mauer in unsere Seele! Wie erhebt er unsren Geist, wie tröstet, erquickt und stärkt er unser Herz!

Ueber alles, was in dem Thale war, erhoben sich die hohen, zackigen Berge. Nur erst das niedrige Buschwerk und die Pflanzen am Boden waren mit Grün bekleidet. Die hohen Eichen und Buchen standen noch nackt und kahl da, und die Strahlen der Sonne drangen noch ungehindert bis in die Klüfte

und Ritzen des Gebirges, um ihre belebende und befruchtende Wärme den Stauden und Moosen zu geben, deren sie später von dem Laube der riesigen, weithin schattenden Bäume entzogen wurden.

In der Ferne schimmerten im Sonnenglanze die Thürme der Stadt. —

Auf dem Platze vor dem Gartensaale saßen zwei Frauen. Sie waren Beide jung; sie waren Beide schön, wenngleich die Schönheit der Einen eine ganz verschiedene von der der Anderen war. Die Eine trug die Kleidung der höheren Stände. Die Andere war gekleidet wie eine Bäuerin; wahrscheinlich mochte ein eigenthümlicher Schnitt der Kleidung oder ein eigenthümliches Wesen des Frauenzimmers die Schuld tragen, man konnte bei ihrem Anblicke sich schwer dazu entschließen, sie für eine Bäuerin zu halten.

Die Dame saß auf einer Bank vor einem der Tische zur Seite der Treppe. Die Bäuerin saß vor ihr auf einem Stuhle.

Beide waren mit weiblicher Arbeit beschäftigt; die Dame am Stickrahmen, die Bäuerin an einem einfachen Strickstrumpfe.

Beide waren nicht fröhlich, nicht heiter. Sie sahen ernst und schwermüthig, die Eine auf den Stickrahmen, die Andere über ihren Strickstrumpf hinweg in die Schluchten und Zacken der Berge.

Sie saßen schweigend.

Die Dame erhob ihr Auge von dem Stickrahmen. Das Auge fiel auf die Bäuerin, die vor ihr saß. Es blieb zuerst forschend, dann sinnend auf dem feinen Gesichte in der groben Tracht ruhen.

Was sucht dein Auge in den Bergen, Elisabeth? fragte die Dame.

Die Gefragte fuhr auf, wie aus einem Traume.

In den Bergen? entgegnete Elisabeth Neumann. Oh nichts! Was sollte ich in den Bergen suchen?

Du starrtest tief sinnend hinein. Aber freilich, ich hatte auch wohl Unrecht. Deine Sehnsucht trug Deinen Blick weiter über die hohen Gipfel hinüber, oder durch die starren Wände hindurch.

Ich verstehe Sie nicht, Fräulein.

Liegt nicht in gerader Linie jenseits der Berge deine Heimath?

Sie lag dort. Ich habe jetzt keine Heimath mehr.

Seine Heimath verliert der Mensch nie, Elisabeth.

Ich habe sie verloren.

Nein, mein Kind. Du hast in deiner Heimath deinen Vater verloren, alle deine Angehörigen. Du besitzest nichts mehr dort, was Du dein Eigenthum nennen könntest. Die Stätte deiner Geburt, die Stätte der Leiden und Freuden, der Sorgen, Aengsten, Qualen und Plagen deiner Eltern, die Stätte deiner

eigenen Leiden, Freuden, Sorgen und Träume, ist in fremden, vielleicht rohen, feindlichen Händen. Aber dennoch gehört sie Dir; sie bleibt Dir in deiner Erinnerung. Und die Leiden und Freuden, das Weh und die Träume Deiner Jugend bleiben Dir. Es ist schön, eine Heimath zu haben, einen festen, sicheren, süßen, heimlichen Platz, der uns die Erinnerungen unserer Kindheit, unserer Jugend aufbewahrt.

Oh, Sie haben gewiß eine schöne Heimath, mein gutes Fräulein? sagte Elisabeth Neumann, mit einem innigen Blicke in das blaue Auge der Dame.

In das blaue Auge des Fräuleins trat eine Thräne.

Ich habe keine Heimath, erwiderte sie schmerzlich. Ich habe nie eine Heimath gehabt. Unstät und flüchtig war der Aufenthalt meiner Kindheit; der ewige Wechsel verschmolz und verwischte den Eindruck. Ich kenne keine einzige Stätte, an der nur eine einzige Erinnerung des Kindes haftete, keinen Spielplatz, kein Kinderstübchen, kein trautes Schlafstübchen, kein Zimmer meiner Eltern. Oh, doch Eins! Eins kenne ich —.

Sprechen Sie nicht davon, liebes Fräulein. Sprechen Sie nicht von der späteren Zeit. Der Mensch, wenn er auch keine Heimath hat, behält ja noch so manche schöne Erinnerung aus seinen früheren Jahren. Auch Sie haben Freundinnen, Gespielinnen gehabt —.

Oh nein! Keine Freundin! Nicht einmal eine

Gespielin! Ich stand allein. Mir bleibt keine Erinnerung, nicht einmal an eine Wärterin, der ich mein Herz hätte entgegentragen können. Ich hatte nur Bonnen und Kammerjungfern, die von Monat zu Monat wechselten, wie wir von Monat zu Monat den Ort unseres Aufenthalts wechselten.

Aber Sie hatten Eltern, die Sie liebten!

Elisabeth Neumann sprach die Worte rasch. Sie mochte sie auch unbedacht gesprochen haben; denn in dem Augenblicke, als sie ihren Lippen entschwunden waren, nahmen ihre Augen den Ausdruck eines plötzlichen Erschreckens an, und ihre Lippen machten eine Bewegung, als wenn sie die entschwundenen Worte zurückholen wollten.

Das Fräulein antwortete nicht. Sie bedeckte ihre Augen mit beiden Händen, in welche sie das Gesicht niederbeugte. Als sie, nach einer langen Pause erst, das schöne Haupt wieder erhob, waren ihre Augen sehr feucht.

Die feuchten Augen schwebten nach der Oeffnung des Thales, der Hochebene hin, und dort zu den Thürmen der Stadt, deren Spitzen und Kreuze im Golde der Sonne funkelten.

Elisabeth Neumann stand auf. Sie nahete sich dem Fräulein; sie nahm deren Hand und drückte innig ihre Lippen darauf.

Das Fräulein legte ihren Arm um die Hüfte Elisabeths, und ihr Gesicht an deren Busen.

Man sah ein schönes Bild zweier leidenden Freundinnen.

Verzeihen Sie mir, mein gutes Fräulein, sagte die Bäuerin, wenn ich eine schmerzliche Erinnerung in Ihnen weckte.

Du hast keine Erinnerung in mir geweckt, Elisabeth! Wie könnte der furchtbare Gedanke, der mich Tag und Nacht quält, nur einen Augenblick in mir schlafen? Ja, ich hatte Eltern. Ich hatte eine brave, gute, arme, unglückliche Mutter. Ihr ist wohl. Sie hat in Leiden gelebt; sie ist in Leiden gestorben. Ihr ist wohl, ihr ist wohl. Ich hatte einen Vater, Elisabeth. Ich habe ihn noch —. O Gott! O Gott! Er lebt noch! Dort, dort, in jenen entsetzlichen Räumen! Dort, Elisabeth! Siehst Du das finstere Haus, siehst Du die schwarzen Mauern dort zwischen den beiden Thürmen?

Sie hatte sich von Elisabeth losgerissen. Sie war von ihrem Sitze aufgesprungen. Das blasse, leidende Gesicht wandte sie der fernen Stadt zu; die in Thränen schwimmenden Augen starrten nach den in der Sonne glänzenden Thürmen; die aufgehobenen Arme streckte sie einem hohen Gebäude entgegen, das schwarz und dunkel zwischen den Thürmen am Horizont sich erhob.

Elisabeth Neumann stellte sich vor sie. Sie trat zwischen sie und den Gegenstand, dem ihr ganzes Sein zugewendet zu sein schien. Sie bemächtigte sich sanft der aufgehobenen Arme; sie drückte die fast krampfhaft verschlungenen Hände an ihre Brust. Sie blickte mit ihren großen schwarzen Augen in die Augen, die in Thränen schwammen.

Kommen Sie, Fräulein! sagte sie mit sanfter, milder Stimme. Dort unten ist es besser für Sie.

Das milde, und doch so klare und entschiedene Wesen der Bäuerin schien einen magischen Einfluß auf die Unglückliche auszuüben. Sie folgte willig dem Mädchen, wohin diese sie führte.

Elisabeth Neumann führte ihre Gefährtin den Hügel hinunter in die Tiefe des Gartens. Sie führte sie unter den Duft des weißen Schnees der Blüthen, in den frischen Athem des entkeimenden Laubwerks der Hecken, zu den lauen Lüften des an den Hecken sanft und leise dahin fließenden Baches.

Sie sprach kein Wort.

Das Fräulein ging ebenfalls schweigend an ihrer Seite.

Still wie die Beiden, war die ganze Frühlingsnatur um sie her.

Auch die Menschen feierten. Es war Sonntag, und die dritte Stunde des Nachmittags war noch nicht

vorbei. Die Dorfbewohner hatten ihre stille Mittagsruhe noch nicht verlassen.

Es herrschte eine friedliche Stille rings umher in dem schönen Thale.

Auch in das Herz des Fräuleins schien nach und nach Ruhe und Stille wieder einzukehren. Ihr Athem wurde gleichmäßiger, das Wogen ihres Busens ließ nach; aus ihrem Auge verschwanden die Thränen.

Elisabeth Neumann begann zuerst wieder zu sprechen.

Wie ist es doch so schön hier, Fräulein, sagte sie. Hier unter den Bäumen und zwischen den Hecken. Ich meine, der Frühling sei noch nie so schön gewesen, wie in diesem Jahre.

Für mich, erwiderte die Gefährtin, war er ein so trauriger.

Der Frühling, Fräulein? Der Frühling ist schön und freundlich für alle Menschen; für die Fröhlichen und für die Traurigen.

Der Schmerz der Seele macht unempfänglich für seine Schönheit.

Elisabeth Neumann schüttelte den Kopf.

Nein, Fräulein! Der Schmerz der Seele öffnet unser Herz für das Schöne in de Natur um uns her. Und das ist ja sehr gut so; das ist eine weise Einrichtung Gottes.

Laß hören, Elisabeth!

Durch die Wunder und Schönheiten der Natur spricht der liebe Gott mit uns; durch sie sendet er uns Trost und Kraft. Gehen Sie zurück in Ihr Leben, liebes Fräulein. Wenn Sie so recht traurig und unglücklich waren, dann gingen Sie am liebsten, dann zog es Sie mit Gewalt in die stille, schöne, einsame Natur, unter eine alte Eiche, unter Gruppen hoher Buchen, in das Moos unter dem Wachholder, oder in das weiche Gras am Rande des Baches, in eine Laube, oder zwischen grüne Hecken.

Es war das Bedürfniß der Einsamkeit, Elisabeth. Mit der wahren Freude, wie mit dem wahren Schmerze will, muß der Mensch allein sein.

Nein, Fräulein. Es war das Bedürfniß nach der freien Natur. Einsam, allein waren Sie auch in Ihrem Bette, in Ihrem Zimmer. Aber dort litt es Sie nicht. Sie mußten hinaus ins Freie; Sie mußten den unmittelbaren Athem Gottes, Sie mußten seine Stimme, seinen Trost hören in den Wundern, in den Schönheiten seiner Natur.

Die Dame hatte den Worten der Bäuerin mit einer Aufmerksamkeit zugehört, die mehr als eine gewöhnliche Aufmerksamkeit der Unterhaltung, die eine zugleich forschende und beunruhigende war.

Und Du sagtest, fragte sie, daß der Frühling Dir noch nie so schön gewesen sei, als in diesem Jahre?

Noch nie, Fräulein. Auch unsere Berge waren wohl eben so hoch und zackig und waldig wie diese; und unser Thal war schöner, stiller und verschlossener; und die Pflaumen und Kirschen darin blüheten eben so voll und weiß wie hier. Und dazu hatten wir noch die tiefen Schluchten der Berge und oben auf den Bergen die alten grauen Ruinen, und auf ihrer anderen Seite den breiten Strom mit seinen weißen Segelschiffen. Aber —

Aber? fragte die Dame gespannt.

Aber, wenn auch Alles dort schöner sein mochte, als hier, dieser Frühling ist doch schöner.

Die Dame schien leise zu beben.

Und welchen Grund hast Du dafür, Elisabeth? Du bist ein Mädchen, die nachzudenken versteht.

Ich muß wohl früher das Herz nicht so offen dafür gehabt haben, antwortete das Mädchen unbefangen.

Dein Herz ist also glücklich jetzt?! fragte rasch die Dame, mehr ausrufend als fragend.

Elisabeth Neumann seufzte. Sie schüttelte schweigend den Kopf.

Also unglücklich?! fragte die Dame noch rascher, und durch ihr eignes Gesicht schien in demselben Augenblicke der Schmerz eines neuen und großen Unglücks zu ziehen.

Auch nicht unglücklich, antwortete Elisabeth, indem sie wiederholt seufzte.

Und dennoch diese Veränderung in Deinem Innern?

Ich weiß selbst nicht, wie es mit mir ist. Es ist nur anders wie sonst. Das fühle ich.

Woran fühlst Du das?

Das weiß ich eben nicht. Ich denke wohl oft darüber nach. Ich suche danach. Aber ich kann es nicht finden.

Es wird die Ungewißheit Deiner Lage sein, Elisabeth. Das fortwährende Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung. Verlassen wie Du bist —.

O mein Fräulein, wie können Sie mich verlassen nennen? Haben Sie mich nicht großmüthig zu sich genommen —?

Nicht großmüthig, mein gutes Mädchen; nur dankbar. Wenn ich Dich mit Wohlthaten überhäufte, ich würde immer nur Dir meinen Dank abstatten, meinen Dank und des braven Felsen Dank, dem Du Leben und Freiheit gerettet hast.

Lassen Sie uns davon schweigen, Fräulein. Ich that, was ich thun mußte.

Du wagtest Dein Leben für ihn.

Sie hätten dasselbe gethan.

O nein, nein! rief das Fräulein auf einmal laut und schmerzlich aus, indem sie ihr Gesicht wieder mit

beiden Händen verdeckte. O nein, nein, das ist es ja eben. Ich hatte ja nicht einmal den Muth, weit weniger für ihn zu wagen. Ich war nur schwach. Wie hatte ich auch anders werden können?

Ich bitte Sie, Fräulein, lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen.

Laß uns wieder auf Dich kommen. Ich hoffe noch immer, daß es den Bemühungen Felsens bald gelingen wird, Deinen Franz zu befreien. Vielleicht werdet Ihr dann in diesem Frühjahre noch Hochzeit machen.

Ich habe die Hoffnung aufgegeben.

Aufgegeben? Eine Hoffnung, die Hoffnung aufgeben? Und Du sagst das mit so freiem, leichtem Herzen?

Elisabeth Neumann erröthete, und indem sie erröthete, bückte sie, als wenn sie es verbergen wolle, sich rasch und tief zur Erde nach einer abgefallenen Kirschblüthe.

Ach, Fräulein, sagte sie, rechnen Sie selbst alles zusammen. Die Rache der Offiziere hatte den armen Franz unter die Soldaten gebracht. Ihre Rache mißhandelte ihn. Damals hatte er ihnen im Grunde noch nichts gethan. Seiner Mißhandlung folgte unmittelbar der Aufstand des Volkes, der wieder die Veränderung des Regiments im Lande herbeiführte. Was für ihn vielleicht noch schlimmer ist, seine

Mißhandlung war der Grund der Mißhandlung des Offiziers, die ihm die Leute am Hofe niemals verzeihen werden. Darum hat ja auch der Fürst immer und immer seine Entlassung verweigert. Wie viel und wie oft ist ihm vorgestellt, daß der arme Franz mit Unrecht diene; wie viel und wie oft ist er gebeten worden, wenn denn auch Franz mit Recht in das Militair gezogen sei, doch Gnade für Recht ergehen zu lassen. Sie wissen selbst, es war alles vergebens; Franz soll nun einmal seine vollen fünf Jahre dienen.

Ich weiß das, Elisabeth. Alle unsere Freunde haben sich unsägliche Mühe gegeben, Deinen armen Franz zu befreien. Das Ohr des Fürsten ist stets taub geblieben. Felsen hat nichts vermocht. Selbst der Erbprinz nicht, den unsere gütige Wirthin für Dich und Deinen Bräutigam interessirt hatte. Der Fürst, der seinen neuen Räthen in allem nachgibt, legt gerade hier eine Hartnäckigkeit an den Tag, die Allen unbegreiflich ist.

Und dennoch, liebes Fräulein, finden Sie es unbegreiflich, daß ich keine Hoffnung mehr habe?

Man muß die Hoffnung nie aufgeben. Der Mensch, Elisabeth, der seine Hoffnung aufgibt, will eben keine Hoffnung mehr haben.

Elisabeth Neumann erröthete von neuem.

Wie sollte ich, erwiderte sie, Hoffnung fassen können, nach allem, was Sie selbst gesagt haben?

Die Hoffnung klammert sich an den Strohhalm an. Aber für Deine Hoffnungen gibt es mehr als einen Strohhalm. Gerade weil es sich nur um einen Eigensinn des Fürsten handelt, müssen wir erwarten, daß es den wiederholten Vorstellungen des Rechts bald gelingen werde, der besseren Einsicht und dem besseren Willen Platz zu machen. Ich hoffe das, meine liebe Elisabeth, wiewohl ich durch diese Hoffnung verliere.

Sie Fräulein?

Ich verliere Dich, meine Trösterin, meine Freundin.

Sie haben die Generalin, die treueste Freundin Ihres Herzens.

Es ist wahr —.

Das Fräulein brach mit einem Seufzer ab.

Elisabeth fuhr fort: Sie hat Sie nicht verlassen. Sie hat in Ihrer schwersten Zeit Ihnen zur Seite gestanden, wie eine Schwester, wie eine Mutter. Sie liebt Sie, wie eine einzige Tochter.

Es ist wahr, Elisabeth, aber —.

Aber, ergänzte sie nach einigem Zögern. Aber dennoch zieht mich mein Herz unwiderstehlich auch zu Dir.

Die beiden Freundinnen waren auf ihrem Spaziergange durch den Garten bis in die Nähe der letzten

Häuser des Dorfes gelangt, die jenseits der Hecke und des Baches lagen.

Eins dieser Häuser war das Wirthshaus des Dorfes. Es war mit seiner langen Seite dem Garten zugewendet, so daß man von diesem aus den vollen Blick auch über die mit Tischen und Bänken besetzten Plätze vor der Eingangsthüre des Hauses hatte.

Dieser Platz hatte sich nach und nach mit Menschen gefüllt. Die meisten der Anwesenden schienen Bauern aus dem Dorfe und der Umgegend zu sein. Es mochten sich auch wohl Fremde unter ihnen befinden; man sah wenigstens einzelne Trachten, die von der ländlichen Kleidung der Gegend abwichen.

Die Leute schienen in einer lebhaften Unterhaltung zu sein. Sie standen oder saßen in einem dichten Kreise, in deren Mitte sich die Hauptsprecher befanden.

Man konnte in dem Garten deutlich verstehen, was auf dem Platze gesprochen wurde.

Elisabeth Neumann hielt ihre und ihrer Begleiterin Schritte an. Sie schien aufmerksam nach dem Platze hinzuhorchen. Die letzten Worte des Fräuleins schien sie kaum mehr gehört zu haben.

Das Fräulein gewahrte ihre Aufmerksamkeit nach jener Richtung hin.

Was fällt Dir dort auf? fragte sie.

Ich glaubte, erwiederte Elisabeth, eine Stimme zu vernehmen, die ich schon gehört haben müßte. Ich muß mich wohl irren.

Und wo wolltest Du sie schon gehört haben?

Ich kann mich eben nicht darauf besinnen.

Du horchst doch noch hin?

O, Fräulein, ich freue mich, die Leute einmal so froh und frei zusammen zu sehen. So lange sie leben, haben sie das entbehren müssen. Ohne Gendarmen und Spione konnten sie keinen Augenblick versammelt sein; die Beamten der Polizei hatte man bis in die entferntesten Dörfer geschickt. Jedes Wort wurde argwöhnisch belauscht oder verboten; oder es brachte sie in Geldstrafe oder in das Gefängniß. Sehen Sie, wie das jetzt anders geworden ist.

Es macht Dir Freude, das zu sehen?

Gewiß. Ich möchte mich unter sie mischen.

Du hast einen fast männlichen Charakter, Mädchen!

Ich weiß das nicht, Fräulein. Aber wer so wie ich, unter dem Drucke des Volks, unter Mühseligkeiten und Beschwerden aufgewachsen ist, immer vor der Polizei, vor den Gendarmen und vor den Grenzsoldaten sich fürchten und dann wieder mit ihnen im Kampfe liegen mußte, dem muß die Freiheit wohl ein doppelt, ein dreifach kostbares Gut sein —.

Der alte Mann, von dem Du mir erzähltest, hat ein lebendiges Gefühl für Freiheit in Deine Brust gelegt.

Nicht gelegt. Der alte Geigenfritz hat es nur geweckt. Er hat mich nur die Gedanken und die Worte gelehrt, womit ich es aussprechen kann. Das Gefühl selbst lebt in jedem Menschen. Selbst die Negersklaven, die von keiner Bildung, die von keinem Gott wissen, das Gefühl für Freiheit ist immer lebendig in ihnen.

Auf den Lippen des Fräuleins schwebte eine Frage. Es drängte sie, sie auszusprechen. Sie kämpfte sie nieder. Wieder drängte es sie.

Sie sprach zögernd und erröthend: Sind auch das Gedanken und Worte die Dich der Geigenfritz gelehrt hat?

Auch Elisabeth Neumann erröthete und zögerte mir der Antwort.

Nein! sagte sie langsam und fast leise. Der Herr von Felsen, der Freund des Volkes, hat oft mit mit über die Freiheit gesprochen.

Ein zitterndes Ha! erstickte zwischen den rasch zusammengepreßten Lippen des Fräuleins.

Oft? sagte sie, mehr für sich, als zu ihrer Gesellschafterin.

Elisabeth gewahrte den Argwohn nicht, den das Fräulein an den Tag legte.

Er sprach am liebsten, erwiederte sie, von der Unterdrückung und von der Freiheit des Volkes.

Und Du warst lange bei ihm, in der Verbannung, in dem fremden Lande? Ihr wart allein, vereinsamt?

Er sprach auch von Ihnen, Fräulein. Fast nur von Ihnen und dem Volke. Denn nur zwischen Ihnen und dem Volke theilte sich sein Herz.

Zwischen mir und dem Volke! Und das Volk ist dankbar gegen ihn gewesen! Ich aber —?

Fräulein, Sie haben ihm immer ein treues Herz bewahrt. Das war sein Glück; er sprach es täglich aus. Sie haben so vieles Unglück, warum wollen Sie sich noch ein neues, eingebildetes hinzu schaffen? Lassen Sie uns den Verhandlungen jener Leute zuhören. Sie interessiren mich, und ich meine immer, ich müsse die Stimme kennen, und ich würde sie wieder erkennen, die ich noch zuweilen höre.

Die Unterhaltung der Landleute hatte einen unruhigeren Charakter angenommen. Man schien sich zu streiten, aber es schien kein recht ernstlicher, vielmehr ein freundschaftlicher, scherzhafter Streit zu sein.

Gebt dem Narren den Laufpaß! Werft ihn auf die Landstraße! riefen einzelne Stimmen.

Aber so hört ihn doch! Es kann ja nicht schaden. Man verliert ja nichts dadurch! riefen Andere.

Wer wird solche Landläufer anhören?

Gebt dem Menschen ein paar Kreuzer für ein Glas Bier!

Der sieht nicht nach Bier aus. Seine Nase ist für das Schnapsglas geboren.

Ein fast allgemeines Gelächter erhob sich.

Eine heisere Stimme rief in wichtig thuendem Tone in das Lachen hinein:

Meine Herren, lachen Sie, soviel Sie wollen; Ihr Lachen macht Ihnen keine Ehre. Ich kann mich darüber erhaben fühlen.

Man lachte stärker.

Meine Herren, wiederholte die heisere Stimme, ich sage Ihnen, es macht Ihnen keine Ehre, daß Sie über einen Mann lachen, der das Vaterland gerettet hat.

Hahaha. Jedermann will jetzt das Vaterland gerettet haben.

Ich sage Ihnen, meine Herren, ohne mich würden Sie hier nicht lachen.

Alles lachte wieder.

Darin hat er Recht, der Mensch! Das ist ein herrlicher Spaß! Ohne ihn würde uns der Narr fehlen, über den man lachen könnte.

Aber so hört doch erst den Mann, und lacht nachher.

Ja, man höre ihn an.

Wir wollen den Narren hören. —

Sprecht, Mann, was habt Ihr denn eigentlich gethan? Wodurch habt Ihr denn das Vaterland gerettet?

Wodurch? Ja, meine Herren, das werde ich Ihnen erzählen.

Er räusperte sich stark. Dann fuhr er mit seiner heiseren Stimme in wichtigerem Tone fort: Meine Herren, Sie Alle haben von der glorreichen Revolution gehört, die wir —

Ein paar Stimmen unterbrachen ihn.

Gebt dem Menschen einen Schnaps. Dem armen Teufel klebt ja die Zunge am Gaumen.

Der fremde Mann vergab der Wichtigkeit seines Tones nichts, indem er erwiderte:

Ja, meine Herren: Ich leugne es nicht. Es macht dem Vaterlandsvertheidiger keine Schande, wenn er einmal einen Durst hat —

Und auch, unterbrach ihn Einer aus der Menge, einmal einen Trunk über dem Durst nimmt.

Man reichte dem Fremden einen Schnaps.

Er nahm das Glas.

Stolz sah er auf den, der ihn zuletzt unterbrochen hatte.

Mein Herr, ich kann solchen Invectiven mit Verachtung begegnen.

Er trank das Glas in einem langen Zuge aus, und reichte es gravitätisch zurück.

Bravo! Bravo! riefen lachend die Bauern.

Jetzt reden! Jetzt reden!

Sie Alle, meine Herren — hob der fremde Mann wieder an.

Er wurde nochmals unterbrochen.

Auf den Tisch mit dem Menschen, damit wir Alle ihn sehen und hören können! rief eine Stimme.

Ja, auf den Tisch! wiederholten eine Menge Stimmen.

Der Mensch kletterte auf einen Tisch.

Alle konnten ihn sehen, die zerlumpte, hagere Gestalt, mit dem krummen Rücken und dem rothen, aufgedunsenen Gesichte.

Auch die beiden Spaziergängerinnen im Garten hatten den vollen Anblick seiner Gestalt.

Christoph Beier! Ich hatte mich nicht geirrt! rief Elisabeth Neumann überrascht aus.

Der Schwager deiner Muhme? Von dem Du mir erzählt hast? fragte das Fräulein.

Derselbe. Wie mag der Mensch hierher kommen?

Wir werden es erfahren, wenn auch wir ihm zuhören.

Sie Alle, meine Herren, hob Christoph Beier zum dritten Male an, diesmal mit wichtigster Stimme, und diesmal auch, ohne daß er wieder unterbrochen wurde. Sie Alle haben von der glorreichen Revolution gehört, die wir am zwanzigsten März dieses Jahres in der Residenz gemacht, und wodurch wir diesem Lande die Freiheit und seinem braven Volke alle seine

Rechte, die man ihm so lange schmählicher Weise vorenthalten hatte, wieder erkämpft haben. Dieser großen Revolution, Ihr edlen Männer, habt Ihr es zu verdanken, wenn Ihr Euch nun wieder frei und glücklich fühlt im Besitze Eurer großen Errungenschaften.

Errungenschaften? riefen einzelne Stimmen. Was ist das für ein Wort? Was bedeutet das?

Das ist ein deutsches Wort, meine Herren, erläuterte mit gelehrter Miene der Redner. Und was es bedeutet? Errungenschaften nennt man in Deutschland dasjenige, was man in den Märzrevolutionen errungen, das heißt, gleichsam gewonnen hat.

Was haben wir denn gewonnen, Mann? Seid so gut, uns das zu sagen.

Was Sie gewonnen haben, meine Herren? Was Ihr errungen habt, deutsche Männer? Eure Rechte! Alle Eure Rechte, die man Euch so lange Jahre vorenthalten.

Ihr waret bisher die Sklaven Eures Gutsherrn, Ihr mußtet den Hut ziehen, wenn Ihr ihm nur von weitem begegnetet, und thatet Ihr es nicht, so ließ sein Gerichtshalter Euch in den Bock sperren. Das alles ist jetzt anders. Ihr seid soviel wie er. Wenn er nicht den Hut zieht, Ihr zieht ihn gewiß nicht, und der Gerichtshalter wagt nicht mehr, Euch nur ein Haar zu krümmen. Das ist Eine von Euren

Errungenschaften. Wir sind Alle gleich im Lande; Alle gleiche und freie Staatsbürger, der Bauer wie der Edelmann.

Der Mann hat Recht! riefen beifällig einzelne Stimmen.

Laßt ihn fortfahren!

Christoph Beier fuhr fort: Eure zweite Errungenschaft ist noch köstlicher. Sie enthält eine Menge von Errungenschaften. Aber ich will sie alle in Eine zusammenfassen. Es ist die Freiheit, meine Herren! Es ist die Freiheit des Wortes, der Schrift, der Vereinigung. Vordem, meine Herren, da hatten wir die Censur. Der deutsche Mann bekam nichts zu lesen, als was ihm der Censor mit der Scheere nicht fortschnitt.

Der Censor mit der Scheere? Was war denn das für ein Kerl? fragte ein Bauerbursch.

Christoph Beier sah verächtlich zu dem Fragenden herunter.

Das wissen Sie nicht, deutscher Mann? Unglücklicher, Sie wissen nicht, was Censur ist? Ich will es Ihnen sagen. Sehen Sie, das war eine abscheuliche Einrichtung des fürstlichen Absolutismus. Da durfte kein Wort gedruckt werden, kein Buch, keine Zeitung, kein Blatt Papier, ohne daß die Herren von der Regierung, die man Censoren nannte, es vorher durchgelesen und genehmigt hatten. Und da wurde denn

natürlich nichts genehmigt, was den Herren mißfiel, und es mißfiel ihnen alles, was gegen die Regierung oder gegen die Edelleute war, das heißt, es mißfiel ihnen alles, was die Wahrheit war. Wenn der Beamte ein Lump war, so durfte nur gedruckt werden, daß er ein vortrefflicher, gerechter, humaner Mann sei. Wenn er das Land betrog, so mußte gedruckt werden, er sei ein treuer Diener seines Fürsten, den das Volk anbete. Wenn Euer Edelmann Euch zwackte und in den Bock spannen ließ, so durfte in den Zeitungen nur stehen, daß er ein milder gnädiger Herr sei, der nichts als das Wohl und die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben suche. Wenn das Land die Abgaben nicht mehr aufbringen konnte, wenn ganze Provinzen in Deutschland verhungerten, dann mußten die Zeitungen ausposaunen, es würden nirgends weniger Steuern bezahlt als in Deutschland, es sei nirgends mehr Wohlstand als in Deutschland, es gebe in der Welt kein glücklicheres und zufriedeneres Volk als das Deutsche. — Das nannte man die Censur, meine Herren! Jetzt ist sie fort. Jetzt ist es anders! Jetzt können die Bücher und die Zeitungen die Wahrheit berichten. Sie können schreien und schimpfen über was sie wollen und soviel sie wollen, über alte und über neue Minister, über Beamte und Edelleute. Ihr leset es ja alle Tage in den Zeitungen, für die

Ihr mit Recht früher keinen Geschmack hattet, und ohne die Ihr jetzt nicht mehr leben könnt. Sehen Sie meine Herren, das ist ein wichtiger Theil Ihrer zweiten Errungenschaft. Soll ich Ihnen noch die anderen Theile vorzählen! Ach, Sie sehen sie ja hier lebendig vor sich, oder vielmehr in sich selber. Hätten Sie früher, vor der glorreichen Revolution, so zusammengestanden und so geredet, wie jetzt, flugs wären zehn Gendarmen und Polizeimänner bei der Hand gewesen und hätten Sie sammt und sonders arretirt und in die Stadt an das Criminalamt geschleppt, und das Criminalamt hätte Sie als Verschwörer in das Zuchthaus geschickt. Jetzt aber, meine Herren, können Sie hier frei stehen und reden; Sie sind freie Männer!

Bei Gott, der Mann hat Recht! Der Mann spricht ganz vernünftig! Laßt ihn weiter sprechen!

So riefen mehrere Stimmen.

Auch das Fräulein sagte, indem sie sich zu ihrer Gefährtin wandte: Der Schwager deiner Muhme spricht manches vernünftige Wort.

Er war nie dumm, erwiderte das Mädchen. Er ist nur verkommen. Aber loben Sie ihn nicht vor dem Ende.

Christoph Beier ließ sich weiter vernehmen: Ich komme zu Ihrer dritten Errungenschaft, meine Herren.

Es ist die größte, es ist die schönste. Es ist die, die Sie zu eigentlichen Staatsbürgern, die Sie zu mündigen Menschen macht, die Ihnen die politischen Kinderschuhe auszieht, wie meine gelehrten Freunde in der Residenz sagen. Ich brauche sie Ihnen nicht zu nennen, meine Herren. Ihr klarer Verstand hat mich begriffen.

Der Redner schaute mit einem ruhigen, würdevollen, majestätischen Blicke auf die Menge.

Er schien den guten Leuten bereits zu imponiren. Keiner schrie; keiner fragte nur. Sie sahen sich verdutzt unter einander an und schwiegen.

Christoph Beier aber reckte sich im Gefühle seiner Ueberlegenheit.

Ihr schweigt? sagte er. Wäre vielleicht doch der Eine oder der Andere unter Euch, der mich nicht vollständig verstanden hätte? Ich werde mich ihm deutlicher machen. Was haben Sie in die Residenz gesandt, meine Herren?

Die Bauern sahen sich verdutzter an.

Ich wiederhole meine Frage, meine Herren. Was haben Sie in die Residenz gesandt? Sie, wie das ganze Land?

Die Verwirrung der Bauern wurde nicht geringer.

Miene und Stimme Christoph Beiers aber wurden wichtiger, würdevoller, majestätischer.

Ich will es Ihnen sagen, meine Herren. Ich will Ihnen zu Hülfe kommen. Sie haben einen Abgeordneten in die Landesversammlung geschickt.

Die Bauern athmeten auf.

Sehen Sie, meine Herren, das ist der wichtigste Act Ihres Lebens. Durch die Wahl eines Abgeordneten sind Sie in die Reihe der mündigen Völker getreten. Diese Wahl hat Sie dem Fürsten selbst gleich gemacht. Denn der Fürst darf nichts mehr über das Land verfügen, ohne Zustimmung der Landesversammlung, und zu der Landesversammlung gehört Ihr Abgeordneter, und Ihren Abgeordneten haben Sie Alle gewählt. Ich sage Ihnen, Sie sind jetzt gleich dem Fürsten.

Die Bauern waren lebendig, warm geworden.

Das ist ein braver Mann! riefen viele Stimmen. Der weiß zu sprechen! Der versteht uns unsere Rechte zu erklären. Das ist ein echter Volksfreund! Ja, wir sind freie Männer! Und Alle gleich! Auch dem Fürsten gleich!

Ach, sagte Elisabeth Neumann mit einem schmerzlichen Lächeln. Wenn der Geigenfritz hier wäre, er würde sagen: Arme Thoren! Und sie wollten werden gleich Gott!

Christoph Beier erhob mächtiger seine Stimme.

Und wem, meine Herren, verdanken Sie diese

großen Errungenschaften? Ich will Ihnen auch das sagen: Einzig und allein der glorreichen Revolution, die wir in der Residenz gemacht haben. Wem aber, meine Herren, verdanken Sie diese Revolution? Wem? Ich frage Sie. Denn das ist die Hauptsache. Sie werden einsehen, meine Herren, daß ohne Jemanden, der sie gemacht, und besonders ohne Jemanden, der sie angefangen hat, die Revolution gar nicht hätte zu Stande kommen können. Und ohne die Revolution hätten Sie von allen jenen Errungenschaften gar Nichts. Also frage ich Sie nochmals, meine Herren, wer hat unsere glorreiche Revolution angefangen?

Er schwieg und blickte um sich, als ob er eine Antwort erwarte!

Er erhielt sie nicht.

Keiner antwortet mir? rief er. So muß ich selbst es Ihnen sagen, wiewohl mein bescheidener Mund sich nur schwer dazu entschließen kann. Sie meinen, der brave Schrader und der ehrliche Felsen hätten die Revolution gemacht? Es ist wahr. Aber was hätten die Beiden thun können, ohne einen Anderen, der zuerst anfing, ohne Jemanden, der zuerst für die große Sache sein Blut hingab? Ja, meine Herren, sehen Sie mich nur voll Erstaunen, voll Verwunderung an. Sein Blut! Sein treues Blut, für die große Sache des Volkes!

In der Menge entstand wirklich ein Gemurmel, halb des Erstaunens, halb der Erwartung.

Der Redner fuhr fort: Meine Herren, haben Sie nicht in den Zeitungen von einem armen Manne gelesen, dem die fürstlichen Pferde, diese Taugenichtse, den Kopf zertreten hatten, und der dadurch die Veranlassung zu dem Aufstande unseres Volkes wurde? Reden Sie! Haben Sie davon nichts gelesen?

Allerdings! Ja wohl! Es stand ja in den Zeitungen! Wenigstens so ungefähr!

Das war die Antwort mehrerer Stimmen.

Dann haben Sie auch den Namen dieses Mannes gelesen, meine hochzuverehrenden Herren?

Freilich! Den Namen! Er stand in der Zeitung.

Nun, und wie hieß der Name?

Wer kann alle Namen behalten?

Undankbares Volk! rief Christoph Beier entrüstet.

Mit der ganzen Würde und Kraft seiner Stimme setzte er hinzu: Ich will Ihnen sagen, wie der Mann hieß. Christoph Beier war der Name des armen Mannes.

Richtig! Ja! So hieß er!

Sehen Sie! Und nun meine Herren, werden Sie gewiß auch begierig sein, diesen armen zertretenen Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen?

Ich möchte den Menschen wohl einmal sehen! erwiderten einzelne, aber nur sehr wenige Stimmen.

Und dann, sprach der Redner weiter, wenn Sie ihn sehen, diesen armen Mann, der sein treues Blut für das Volk hingegeben hat, und der dennoch jetzt hungrig und in Lumpen einhergehen muß, dann wird es gewiß auch Ihre edlen Herzen drängen, ein kleines Scherflein auf dem Opferaltare des Vaterlandes niederzulegen, um diesem armen Manne ein geringes Pflaster auf seine Wunden zu legen, die er für das Vaterland, für die Sache des Volks, für Sie, meine Herren, im heißen Kampfe sich geholt hat.

Keine einzige Stimme antwortete.

Christoph Beier ließ sich dadurch nicht irre machen.

Sie sind gerührt, meine Herren, fuhr er pathetisch fort. Ich sehe es an ihrem Schweigen. Sie sind gerührt über das unglückliche Schicksal eines braven Mannes, der sein Blut, sein Bestes, was er hat, freudig für das Volk hingab, und nun nicht einmal hat, wohin er sein Haupt niederlegen kann. Sie möchten ihm gerne helfen. Sie möchten Gutes an ihm thun. — So blicken Sie denn auf, meine Herren! Der brave, arme, elende Mann steht vor Ihnen. Ja, ich bin es, ich bin der Christoph Beier, von dem Sie gelesen haben!

Er blickte mit stolzer, triumphirender Miene umher.

Die Bauern schienen jetzt vollständig verdutzt zu sein. Nur einige Wenige sahen, mit etwas scheuer

Neugierde, zu dem braven, elenden Manne hinauf. Die Meisten sahen fragend oder kopfschüttelnd sich einander an.

Ein alter Mann, der bisher schweigend vor seinem Glase Bier gesessen, und mit seinem Stocke, wie es schien zum Zeitvertreibe, Buchstaben und Zahlen in den Sand gekritzelt hatte, erhob sein starkknochiges, ernstes, obwohl nicht besonders kluges Gesicht.

Er trat zu Christoph Beier.

Steigt von dem Tische herunter, Mann, sagte er in etwas befehlendem Tone.

Christoph Beier gehorchte.

Ihr wollt Christoph Beier sein? fragte der alte Mann.

Ja wohl, der bin ich! antwortete der Gefragte, indem er stolz die geballte Faust mit aller Kraft auf seine Brust schlug.

Ihr wollt der arme Mann sein, der am Tage der Revolution, wie wir das wohl in den Zeitungen gelesen haben, auf eine nichtswürdige Weise von dem frechen Hofgesindel des Fürsten mißhandelt war?

Ja wohl, der bin ich!

Es laufen jetzt viele Betrüger im Lande umher, die bei den Revolutionen in Deutschland mitgekämpft, und ihr Blut für die Sache des Volkes wollen hingegeben haben. Man darf Niemandem mehr trauen. Habt Ihr Beweise?

Recht so Schulze! riefen die Bauern beifällig.

Christoph Beier warf sich stolzer in die Brust.

Beweise, mein Herr? Sie haben Recht, daß Sie die von mir fordern. Es gibt eine ganze Bande von schlechten Gesellen, die das neue Metier ergriffen haben, sich für deutsche Revolutionskämpfer auszugeben, um das Mitleid der Menschen unter solchem Titel anzusprechen. Ich weiß das wohl. Sie verderben dem ehrlichen Manne, der wirklich für das Volk gelitten hat, das Terrain. Sie werden sehen, meine Herren, daß ich zu solchen Gesellen nicht gehöre. Hier schauen Sie!

Er entblößte sein Haupt.

An seiner Stirn zeigte sich eine starke, noch ziemlich frische Narbe, in der Form eines Hufeisens.

Der alte Schulze besah sie prüfend.

Die Bauern drängten sich neugierig herbei.

Ja, ja, sagte der Schulz, bedächtig. Die Narbe paßt. Aber mancher Mensch kann von einem Pferdehufe geschlagen sein. Habt Ihr einen Paß, Mann?

Wo bin ich denn hier? fragte Christoph Beier im Tone tiefer Verachtung. Nach einem Passe fragt man hier? Im freien Deutschland? Hält man auch das für eine Errungenschaft? — Aber wohlan! Hier!

Er zog ein Papier aus dem Busen und gab es dem Schulzen.

Der Schulz setzte etwas kleinlaut seine Brille auf. Noch kleinlauter blickte er durch die Brille in das Papier.

Die Blicke der Bauern hingen erwartungsvoll an seinen Augen und an seinen Lippen.

Ja, Ihr seid der Christoph Beier; der Paß ist in Ordnung! sagte der Schulze etwas beschämt, indem er den Paß zurückgab.

Unter den Bauern erhob sich wieder ein Gemurmel.

Also er ist es doch! Der arme Mensch! Der brave Mann! Wenn er nur nicht die rothe Nase hätte!

Auf einmal bekam der Schulze wieder seine frühere Sicherheit.

Oho! Mann, sagte er. Ihr müßt doch ein Taugenichts sein. Wenn Ihr ein ehrlicher, ordentlicher Mensch wäret, wie könnte man Euch, der Ihr nach den Zeitungen wirklich so arg gelitten habt, so bettelhaft im Lande herum laufen lassen? Schrader, Felsen und die anderen braven Männer würden sich gewiß Eurer angenommen haben.

Da warf Christoph Beier sich stolzer in die Brust, als je vorher.

Christoph Beier, sagte er, drängt sich nicht vor, bei keinem Menschen; am wenigsten bei jenen, allerdings braven Männern, die jetzt hoch stehen. Beachtet man meine Verdienste nicht, vergißt man sie, auch gut. Mögen jene es verantworten. Christoph Beier

weiß es zu ertragen. Christoph Beier bettelt aber auch nicht, meine Herren. Will das Volk, für das er gelitten hat, ihn verhungern lassen, auch gut. Christoph Beier weiß zu sterben.

Er setzte seine Mütze wieder auf und wollte sich entfernen.

Gebt dem armen Mann etwas! rief eine Stimme.

Ja, gebt ihm, wiederholte eine andere.

Man hat ihm Unrecht gethan.

Haltet Eure Mütze auf, Mann! sagte der Schulze.

Christoph Beier zog die Mütze und hielt sie offen hin, aber immer mit stolzer Miene.

Jeder der Bauern warf ihm etwas hinein.

Fräulein, wandte sich Elisabeth Neumann an ihre Gefährtin, was sagen Sie jetzt zu dem Schwager meiner Muhme?

Der Schnaps, erwiderte das Fräulein, scheint ihm seinen Verstand noch nicht ganz genommen zu haben.

Der Spitzbube hat wenigstens seinen Zweck vollkommen erreicht, bemerkte Elisabeth.

Aber, setzte sie rasch, mit verdoppeltem Interesse hinzu, was ist denn das wieder? Sollte ich nicht auch diesen Menschen kennen?

Wie, Elisabeth?

Jenen blassen, hageren Mann mit den spionirenden Augen?

Christoph Beier hatte sich entfernt.

Mit vergnügtem Gesichte hatte er jede einzelne Gabe verfolgt, die in seine Mütze fiel.

Als Alle ihr Scherflein beigesteuert hatten, erhob er sich noch einmal in seinem ganzen Stolze.

Meine Herren, sagte er. Sie haben sich für das Vaterland wohl verdient gemacht. Empfangen Sie den Dank des Vaterlandes!

Er verschwand in das Wirthshaus.

Außerhalb des Kreises der Bauern hatte an einem Tische einsam ein blasser, hagerer Mann in städtischer Kleidung gesessen. Er hatte dem Kreise den Rücken zugewandt. Wie seine Augen, schienen auch seine Gedanken sich nur mit den Bergen zu beschäftigen, auf welche jene gerichtet waren. Wer aber aufmerksamer die stets beweglichen, lauernden Augen betrachtete, dem hatte es nicht entgehen können, daß er von allem, was in seiner Nähe hinter seinem Rücken vorging, kein Wort verlor.

Als Christoph Beier sich entfernt hatte, stand der hagere Mann langsam auf.

Er trat zu dem Schulzen heran. Sein Gesicht war mild, freundlich, fromm.

Sie sind der Schulze hier, mein lieber Herr? fragte er mit sanfter Stimme.

Ich bin der Schulze hier, was wollen Sie?

Ich bin ein Reisender, den sein Weg zufällig heute hierher führt. Mein guter Herr Schulze, ein nichtswürdiger Mensch hat Sie eben mißbraucht.

Wie so das, Herr?

Ach, mein Herr Schulze, unsere glorreiche Revolution hat unter den vielen Errungenschaften, von denen dieser Mensch Ihnen sprach, auch solche Subjecte gebracht, Lotterbuben, faules, versoffenes Gesindel, die auf ihre erlogenen Thaten im Lande herumreisen, um die Leute zu brandschatzen. Dazu gehört auch dieser Mensch.

Aber, Herr, seine Papiere waren in Ordnung; ich muß das verstehen. Und in den Zeitungen haben wir seine Geschichte gelesen.

Ach, mein braver Herr Schulze, das Papier ist geduldig, und es gibt in der Welt viel mehr schlechte als gute Menschen. Glauben Sie mir das.

Das brauche ich von Ihnen nicht erst zu erfahren, Herr!

Gewiß, mein Guter, werden Sie das schon ohne mich wissen. Aber um so weniger sollten Sie alles glauben, was in den Zeitungen steht. Gerade heut zu Tage wird in den Zeitungen entsetzlich viel gelogen. Seitdem Jeder schreiben kann, was er will, lügt auch Jeder, was er will. —

Herr, Sie wollen doch der alten Censur nicht das Wort reden?

Gott soll mich in Gnaden behüten. Sie war ein Schandfleck im deutschen Lande. Ich will nur sagen, daß es überall jetzt Parteien gibt, welche die Zeitungen für ihre Zwecke zu mißbrauchen suchen. So war auch die Geschichte von der Mißhandlung jenes Mannes am Tage der Revolution nichts als ein Mährchen, erfunden um das Volk aufzuhetzen.

Wohl so ein Mißverständniß? fragte lachend ein junger Bauer mit einem klugen Gesichte.

Richtig, mein Lieber. Aber in etwas anderer Manier.

Und wie verhielt sich denn die Sache? fragte der Schulze.

Das kann ich Ihnen sagen.

Waren Sie dabei?

Allerdings.

So erzählen Sie.

Ja, erzählen Sie! Wie verhielt sich die Sache? riefen neugierig mehrere Stimmen.

Sie verhielt sich sehr einfach. Jener Christoph Beier, den ich wohl wieder erkenne, ein heruntergekommener Taugenichts, ein versoffener Bummler, hatte sich in seinem gewöhnlichen trunkenen Zustande frech zwischen die fürstlichen Pferde gedrängt, um zu betteln, und es war wahrhaftig die eigne Schuld des

taumelnden Burschen, daß er von einem der unruhigen Thiere getroffen wurde.

Das ist das Ganze?

Das ist das Ganze. Die Zeitungsschreiber stellten ihn natürlich als einen mißhandelten Volksmärtyrer dar. Darauf reiset er nun im Lande herum, wie Mehrere seines Gleichen. In der Residenz, wo man ihn und seine Geschichte besser kennt, würde ihn die Polizei aufgreifen.

So hätten wir uns doch von dem Menschen anführen lassen —?

Mich dünkt, meine guten Leute, das hätten Sie ihm schon an der rothen Nase ansehen können.

Sagte ich es nicht? rief eine Stimme.

Und ich nicht?

Und ich ebenfalls.

Aber laß der Kerl uns noch einmal kommen!

Sie braven Männer, lassen Sie sich das nicht verdrießen. Es ist jetzt eine schlimme Zeit, und es werden viele Leute betrogen. Am meisten aber das arme Volk, dem jetzt alle Welt etwas weiß macht.

Wie meinen Sie das, Herr? sagte der Schulze. Haben wir nicht unsere Errungenschaften.

Der Fremde lächelte mitleidig, schmerzlich.

Errungenschaften! Märzerrungenschaften! Welch' ein hohler Ton!

Herr, das Volk hat alle seine Rechte wieder.

Ich denke, Sie hätten diesen Christoph Beier hinlänglich kennen gelernt.

Was heißt das? Was hat der Mann mit unseren Rechten zu thun?

Hat er Euch nicht eben von den Errungenschaften und Rechten des Volkes vorgesprochen?

Hatte er aber nicht Recht in dem, was er sagte?

Worin denn?

Haben wir nicht Redefreiheit und freies Vereinsrecht.

Und was mehr?

Und Preßfreiheit?

Und was weiter?

Und unsere Landesversammlung, und unsere Abgeordneten, und allgemeines Wahlrecht?

Und was weiter? Was weiter?

Sind wir nicht freie Menschen? Mündige Staatsbürger?

Geschwätz des Trunkenboldes!

Haben wir nicht dieselben Rechte, wie der Edelmann? Sind wir ihm nicht gleich?

Auch dem Fürsten!! Alles einfältiges Geschwätz jenes Burschen.

Das ist Wahrheit, Herr!

Der Fremde lächelte wieder mitleidig.

Was die Wahrheit ist, das will ich Euch sagen, Ihr guten Männer. Die Wahrheit ist, daß Ihr noch ganz und gar dasselbe seid, was Ihr vor Euren Märzerrungenschaften waret. Der einzige Unterschied ist nur, daß Ihr jetzt — aber auch nur so lange es den Herren gefällt — laut und im Freien darüber räsonniren könnt, was Ihr früher nicht anders als heimlich, hinter verschlossenen Thüren durftet. Im Uebrigen seid Ihr noch eben so gedrückte Unterthanen und gedrückte Bauern. Ihr müßt noch die alten Steuern bezahlen an den Landesherrn, und die Abgaben an den Gutsherrn, Ihr müßt noch Dienste und Frohnden leisten und schaarwerken, ganz wie vor Euren vortrefflichen Märzerrungenschaften. Ihr müßt noch immer arbeiten und der Edelmann faullenzt. Ihr seid noch immer der Ambos und er ist der Hammer.

Der Mann spricht nicht unvernünftig! sagte eine Stimme.

Der Mann hat nicht Unrecht! sprach eine andere.

Der Mann hat Unrecht! versicherte der Schulze. Wir müssen nur Geduld haben. Jedermann weiß, daß Rom nicht in einem Tage gebaut ist. Dafür haben wir eben unsere Landesversammlung und unsere Abgeordneten.

Ja, ja, Ihr braven Leute, wenn Ihr Euch auf Eure Landesversammlung und auf Eure Abgeordneten

verlassen wollt, dann müßt Ihr freilich sehr viele Geduld haben.

Unsere Abgeordneten sind ehrliche, tüchtige Männer.

Gewiß! Gott soll mich in Gnaden behüten, Böses von ihnen zu sprechen. Aber sie sind schwache Menschen, wie wir Alle, und Jeder ist sich selbst der Nächste.

Er schwieg. —

Die beiden Spaziergängerinnen im Garten hatten wiederum mit großer Aufmerksamkeit zugehört.

Wohinaus mag dieser Spitzbube wollen? sagte Elisabeth Neumann.

Trauest auch Du dem Menschen nicht? fragte das Fräulein.

O, wie könnte ich!

Er wird ein Genosse des vorigen sein. Sie werden das Spiel zweier Charlatane auf dem Jahrmarkte treiben, die sich gegenseitig schmähen, um das Volk anzulocken.

Nein, Fräulein; dieser Mensch hat ganz etwas Anderes vor. Seine Pläne können nur tief verruchte sein.

Du kennst ihn?

Nur zu wohl.

Und wer ist er? Was für Pläne trauest Du ihm zu?

Lassen Sie uns horchen. Er redet wieder.

Die Bauern hatten um den Fremden einen dichten, aufmerksamen Kreis geschlossen. Als er schwieg, begegneten sich viele mißtrauische Blicke. Selbst der Schulze sah bedenklich vor sich hin. Aber der Schulze war zähe.

Unsere Abgeordneten, sagte er zu dem Fremden, sind von dem Volke berufen. Sie werden das Volk nicht verleugnen.

Darin, erwiderte der Fremde, bin ich mit Ihnen einverstanden, obgleich Viele berufen, und nur Wenige auserwählt sind. Am guten Willen wird es Manchen von ihnen nicht fehlen. Aber werden sie auch stark sein? Das ist die Frage. Was haben sie denn bis jetzt gethan? Sie sitzen schon ein hübsches Weilchen beisammen, und noch habt Ihr keine einzige Frucht ihrer Arbeit gesehen. Sie haben blos gesprochen, geschwätzt. Und wovon haben sie geschwätzt? Etwa von Eurer Freiheit? Von Euren Rechten? Von Verminderung der Steuern? Von der Verringerung Eurer Gutsabgaben? Von der Aufhebung Eurer Frohnden? Kein Wort davon, kein Sterbenswort! Von ihrer Geschäftsordnung haben sie gesprochen! Wo der Minister sitzen oder stehen soll, wenn er in der Kammer redet, haben sie weise verhandelt. Ob man sie Kammer oder Landesversammlung nennen solle, darüber haben sie ein Langes und Breites geredet. Und von

einer Adresse, und was weiß ich? — Aber daß der arme Mann unterdeß verhungert, daß der Bauer nach wie vor gedrückt wird, daß das Volk unter der Last der Abgaben zu Grunde geht, davon hat noch Keiner ein Sterbenswörtchen geredet, das ist für die Herren Volksvertreter nicht da.

Der Mann hat Recht! An das Volk denkt Niemand! Die Herren denken nur an sich. Das arme Volk wird immer und immer verrathen.

Viele, zum Theil aufgeregte Stimmen riefen so.

Der Schulze sah sehr bedenklich vor sich hin.

Es ist viel Wahres dabei, sagte auch er. Aber es läßt sich dem doch wohl bald abhelfen.

Und wie denn, mein braver Mann?

Wir kennen die Wege schon, Herr! Man schreibt dem Herrn Abgeordneten einen kleinen Denkzettel; ein Mißtrauensvotum heißt es.

Er wird es ruhig hinter den Spiegel stecken.

Man publicirt es durch die Zeitungen. Wofür hätten wir denn die freie Presse?

Sehr richtig und klug gesprochen, Herr Schulze. Aber das wäre nur der einzelne Abgeordnete.

Das ganze Land muß sich so zusammen thun.

Mein lieber Mann. So ein Mißtrauensvotum hilft nur, wenn es der Einzelne erhält. Bekommen es Alle, so lachen Alle darüber.

Der Schulze sah etwas verlegen vor sich hin.

Der Fremde sprach weiter: Solche Mittel helfen nichts mehr. Das wäre nur ein neues Schwätzen und Schreiben zu dem alten Schwätzen und Schreiben. Es muß in jetziger Zeit gehandelt werden, Ihr braven Leute. Ohne Thaten kommt man zu nichts. In der Residenz hat das Volk allerdings eine Revolution gemacht. Aber das war nur ein Aufstehen zu der Arbeit. Was hilft es Euch, wenn Ihr des Morgens auch noch so früh und frisch zur Arbeit aufstehet und doch den ganzen Tag nichts arbeitet? Ihr hättet eben so gut auch im Bette bleiben können.

Das ist wahr. Aber was soll man denn thun?

Ihr sollt arbeiten. Ihr selbst. Ihr Alle. Was habt Ihr bis jetzt gethan? Das Volk in der Residenz habt Ihr für Euch arbeiten lassen. Ihr selbst habt zugesehen. Wollt Ihr von den Früchten genießen, so müßt Ihr auch selber mit zugreifen.

Aber wie, Herr? Was sollen wir thun?

Das wißt Ihr nicht?

Nein! Das wissen wir nicht.

Kennt Ihr nicht das Sprichwort: Hilf Dir selber, und Gott wird Dir helfen?

Soll denn das Volk aus dem ganzen Lande nach der Residenz gehen?

Was wolltet Ihr denn da wohl machen?

Die Landesversammlung zwingen —.

Das wäre ein erschrecklich weitläufiger Weg, und der Euch überdies gar nichts frommte. Wie viele von Euch aus dem ganzen Lande würden bis zur Residenz kommen! Und wer in der Residenz würde denn auf Eurer Seite stehen? Die Regimenter würden Euch mit Bajonetten und Kanonen schön begrüßen. Nein, Ihr guten Leute, die Residenz überlaßt den Bewohnern der Residenz. Die werden dort schon fertig werden mit dem, was nöthig ist. Fege Jeder vor seiner eignen Thür.

Die Bauern sahen sich einander fragend an.

Was hätten wir wohl vor unserer Thür zu fegen?

Klagtet Ihr nicht über den Druck Eures Gutsherrn?

Ja wohl, Herr!

Sagtet Ihr nicht, daß Ihr arbeiten und Euch quälen und plagen müsset, während er nichts thut? Daß Ihr kaum einen Kreuzer für ein Glas Bier übrig habt, während auf seinem Tische die feinsten Weine fließen?

So ist es, Herr! So ist es!

Sind nicht Eure alten Abgaben dieselben geblieben? Ist Euch nur ein Heller davon nachgelassen? Müßt Ihr nicht frohnden, schaarwerken, fahren, laufen, rennen, alles für Euren Gutsherrn, nichts für Euch selbst?

So ist es, Herr! So ist es!

Und Ihr wolltet nicht wissen, was Ihr vor Eurer Thür zu fegen, was Ihr zu thun habt?

Ja, wir wissen es! Wir wissen es.

Laßt den Herrn es sagen! Laßt ihn reden!

Was soll ich Euch sagen? Ich weiß nicht, wo Euer Gutsherr wohnt.

Was wollen Sie damit sagen, Herr? Unser Gutsherr wohnt gleich auf der anderen Seite des Berges.

Nun, dann habt Ihr ja keinen weiten Weg zu ihm.

Wir sollen zu ihm? Was sollen wir bei ihm?

Närrische Frage, Ihr lieben Leute. Weiß ich denn, worin Eure Abgaben und Eure Dienste bestehen, und wie hoch Ihr ihm verschuldet seid?

Was meinen Sie damit, Herr? Sprechen Sie deutlich.

Ja, Du lieber Gott, Ihr braven, armen, gedrückten Leute, wenn Euer Gutsherr nicht von selbst zu Euch kommt und Euch etwa demüthig bittet, Ihr möchtet doch so gut sein, einen Nachlaß von den Abgaben und einen Erlaß der Dienste von ihm anzunehmen, so wüßte ich in der Welt kein anderes Mittel für Euch — oder Ihr müßtet denn nach wie vor in Eurem alten Drucke verbleiben wollen. — Und wollt Ihr das?

Nein, nein! Wir wollen das nicht. Nennen Sie das Mittel!

Das Mittel! Das Mittel!

Ei, Ihr guten Leute, Ihr müßt eben hingehen und fordern, und wenn man Euch Euer gutes Recht in Güte nicht geben will —.

Der Redner wurde plötzlich unterbrochen.

Christoph Beier war aus dem Inneren des Wirthshauses zurückgekehrt.

Sein Gesicht war in dem Hause röther geworden. Seine Nase funkelte heller; seine Augen waren trüber. Sein Gang schwankte.

Als er vor die Thür auf den freien Platz trat, und die Stimme des Fremden hörte, schien er zu stutzen. Einen Augenblick horchte er hin. Dann schwankte er näher. Auf einmal leuchteten die trüben Augen. Mit einem schnellen Satze sprang er auf den Redenden ein.

Hallunke! Ha, Hallunke! rief er. Was machst Du hier? Wie kommst Du unter ehrliche Leute?

Er faßte den Fremden derbe bei den Schultern.

Der Fremde erschrack. Aber er sammelte sich sehr bald wieder.

Indem er sich mit überlegener Kraft, und daher dem Anscheine nach sanft von dem betrunkenen, durch den Trunk entnervten Menschen losmachte, wandte er sich an die Menge und sprach mit seiner sanften Stimme:

Sehet Euch diesen unglücklichen Menschen an, Ihr lieben Leute. Sehet, welchen Gebrauch er von

Euren Gaben der Milde gemacht hat, wofür er Euch den Dank des Vaterlandes aussprach!

Die Bauern lachten.

Aber Christoph Beier wurde nicht verlegen.

Was? sagte er. Du Heuchler! Willst Du auch hier Deine Rolle spielen? Meinst Du vielleicht, ich kenne Dich nicht? — Meine Herren, hören Sie! Hören Sie, meine Herren, welch ein Auswurf der Menschheit sich hier in Ihre Mitte zu schleichen gewußt hat. Hören Sie, wer dieser Mensch ist. Haben Sie wohl von dem Fanghund des Fürsten gehört, dem Lieutenant Braun?

Wer wollte den Menschen nicht kennen, riefen die Bauern, der so viel Unglück über das Land gebracht hat!

Und haben Sie nicht von dem Fanghunde des Lieutenants Braun gehört, dem heuchlerischen Schuft, dem Gendarmen Schultze?

Gewiß! Gewiß! Der war der schlimmste!

Hier ist er, meine Herren! Hier steht er vor Ihnen. Dieser Mensch ist der Gendarm Schultze, der Fanghund des Lieutenants Braun.

Die Bauern drängten sich drohend zusammen.

Meine Herren, sagte sanft der Fremde, Sie werden doch auf den verkommenen Trunkenbold nicht hören.

Der Trunkenbold rief lauter: Meine Herren, arretiren Sie den Menschen. Im Namen des Vater-

landes. Herr Schulze dieses Dorfes, Sie sind dem Vaterlande verantwortlich für den Mann! Er war geflüchtet nach unserer glorreichen Revolution; er und sein sauberer Herr. Niemand wußte seither, wo sie geblieben waren. Wir müssen ihn nach der Residenz ausliefern. Er ist ein Feind des Vaterlandes; ein Verräther, der die Russen ins Land bringen will.

Ihr braven Männer, sprach der Fremde, meine Worte werden Euch deutlich genug gesagt haben, wer ich bin, ob ich ein Verräther, oder der Freund des Volkes bin.

Der Schulze machte eine wichtige Miene.

Die Feinde des Vaterlandes, sagte er, gehen jetzt unter allerlei Masken umher, um ihre verderblichen Zwecke zu erreichen. Vor allen Dingen, Herr, kommt es darauf an, wer Sie sind. Sind Sie wirklich der Gendarm Schultze?

Ach, meine braven Freunde, erwiderte der Fremde, wie verdorben ist doch in jetziger Zeit die Welt. Auf Bummler und Taugenichtse hört man; ihr Wort gilt gleich dem Evangelium; sie regieren die Welt. Der ehrliche Mann, der es treu und gut meint, wird nicht geachtet, er wird verfolgt, beschimpft. Der wohlmeinendste Freund des Volkes wird als ein Verräther angesehen, wenn es solch einem Bummler gefällt, ihn zu verdächtigen.

Der Schulze war zähe, wie er schon vorhin gezeigt hatte.

Auf das alles kommt es nicht an, sagte er. Herr, wer sind Sie?

Ich bin ein Freund des Volkes! Habe ich Ihnen das nicht gezeigt? Wer hat Euch, Ihr braven Männer, die Augen geöffnet über Eure wahren Rechte, über den Druck, der auf Euch lastet, über Eure Dienste, über Eure Frohnden?

Er ist ein Verräther! Ein Russenfreund! schrie Christoph Beier.

Herr, ich will wissen, wer Sie sind! sagte entschlossen der Schulze.

Der Fremde besann sich.

Die Blicke Aller hingen erwartungsvoll an seinen Lippen.

Der Fremde hatte einen Entschluß gefaßt.

Nun denn, sagte er, so wisset Ihr guten Männer —.

Ha, er ist es! Er ist es! rief die Menge.

Nun ja, so wisset denn, daß, gleichwie auch im Himmel mehr Freude ist über einen Sünder, welcher bereuet, denn über neun und neunzig Gerechte, so auch ich mit reuiger und deshalb freudiger Demuth bekenne, daß ich ein großer Sünder gewesen bin, der aber gegenwärtig —.

Herr, machen Sie nicht so viele Worte, und sagen Sie rund heraus, wer Sie sind?

Nun, mein gütiger Gott, ich sage Ihnen ja —.

Herr, sind Sie der Gendarm Schultze?

Nun ja, gewiß bin ich der.

Endlich! sagte, den Schweiß sich von der Stirne trocknend, der Schulze.

Ha, meine Herren, sagte ich es nicht? schrie triumphirend Christoph Beier.

Der Fanghund Brauns! Der Spion! Der Verräther! Der Russenfreund! rief drohend die Menge.

Der Gendarm Schultze stand in der Mitte der drohenden Bewegungen, mit einem freundlichen, milden, ruhigen Gesichte.

Wenn Sie mich nur hören wollten, meine braven Herren! sagte er.

Der Schulze des Dorfes aber erwiderte ihm gravitätisch: Gendarm Schultze, Sie sind Arrestant! Der Richter wird Sie hören.

Doch zuerst der Kreisrath, versetzte milde der Gendarm Schultze.

Zu dem werde ich selber Sie transportiren.

Der Gendarm lächelte verstohlen, aber sehr vergnügt.

Wir Alle gehen mit! rief die Menge.

Der Schulze mit dem Verhafteten entfernte sich.

Die Menge folgte.

Christoph Beier kehrte allein in das Wirthshaus zurück, ohne Zweifel, um auch den neuen Triumph auf seine Weise zu feiern.

Das sind ein paar schlechte Menschen! sagte mit innerem Abscheu das Fräulein zu Elisabeth Neumann.

Schlecht ist blos der Eine, erwiderte Elisabeth. Der Andere ist nur verkommen. Aber gemein sind sie Beide. Der Eine in seiner Schlechtigkeit, der Andere in seinem Leichtsinn.

Wie triffst Du mit so richtigen Worten das Wahre, Mädchen.

Ich möchte nur den eigentlichen Zweck des Schlechten von ihnen kennen. Der Andere, der Trunkenbold, wollte eben nur Geld zu Schnaps. Der Gendarm bezeichnete ihn richtig. Er ist ein Bummler, eine Märzerrungenschaft. Die Revolution und seine erlogenen Heldenthaten dabei sind sein Geschäft, auf das er reiset. Aber jener, der Gendarm, was mochte er eigentlich wollen?

Bemerktest Du seine Freude, als er hörte, daß man ihn zum Kreisrath bringen werde?

Wohl bemerkte ich sie. Sie machte mir den Menschen räthselhafter. Wer nur dieser Kreisrath sein mag?

Da kommt Therese! Sie wird uns Auskunft geben können.

Eine schöne, volle, üppige Frau nahete sich von dem Landhause her den beiden Spaziergängerinnen.

Es war die Generalin von Reuter.

Die Spaziergängerinnen gingen ihr entgegen.

Wenn das Fräulein wirklich die Absicht gehabt hatte, die Generalin über den Kreisrath zu befragen, so mußte sie diese, als sie ihr näher getreten war, völlig vergessen haben.

Kaum hatte sie einen Blick in das Auge der Generalin geworfen, als ihr Gesicht den Ausdruck der Beklommenheit, noch mehr, der Aengstlichkeit annahm.

Du hast mir etwas mitzutheilen, Therese! sagte sie, während rasch das Blut aus ihren Wangen trat.

Allerdings! antwortete gezwungen lächelnd die Generalin.

Du hast keine angenehme Nachricht für mich.

Und woraus schließt dies meine besorgte Freundin?

Dein Lächeln war erzwungen.

Bin ich Dir eine solche Heuchlerin?

Ach, Du bist meine gütige Freundin, die stets nur darauf sinnt, mir mein Unglück leichter zu machen.

Ich bin diesmal nicht die Botin eines Unglücks.

Aber einer Nachricht, auf die Du mich vorbereiten möchtest.

Ich kann mich also in der That nur sehr schlecht verstellen?

Ich las es mit dem ersten Blick in deinem Gesichte.

Arme Freundin! In welcher furchtbaren ewigen Qual der Spannung, der Aufregung erhält Dich deine traurige Lage.

O Therese, willst auch Du mich foltern?

Nein, Elise! — Felsen ist hier!

Elise von Ritterholm wurde leichenblaß. Ihre Augen waren wie erloschen. Ihre Lippen bebten. Ihr Körper wankte.

Sie fiel in die Arme von Elisabeth Neumann.

Aber auch Elisabeth Neumann bebte, und es waren zwei bleiche Gesichter, die sich berührten.

Die Generalin von Reuter warf einen forschenden Blick auf Beide.

Wo ist er? preßten die bebenden Lippen Elisens hervor.

Er wartet auf deine Erlaubniß, Dich zu sprechen.

Unmöglich, Therese!

Erhole Dich, meine Freundin, von deiner Ueberraschung, von dem Schreck, den die plötzliche Nachricht Dir verursacht hat. Du siehst, wie sehr Recht ich hatte, wenn ich Dich vorbereiten wollte. Komm, laß uns einige Schritte auf und abgehen.

Sie nahm Elise von Ritterholm aus Elisabeths Armen in die ihrigen.

Elisabeth wollte sich entfernen.

Elisabeth, fuhr die Generalin mit einem eigenthümlichen, raschen Blick auf das Mädchen fort, Elisabeth wird uns begleiten, um Felsen nachher zu uns zu führen.

Elisabeth Neumann erbebte von neuem.

Ich werde ihn nicht sprechen, Therese, sagte mit noch matter Stimme Elise von Ritterholm. Es ist mir nicht möglich.

Du bist in diesem Augenblicke erschüttert, Elise. Deine Kraft, seit Monaten so oft, und so furchtbar in Anspruch genommen, ist plötzlich gebrochen. Aber auch nur für den Augenblick. Sie wird zurückkehren, und Du wirst nicht mehr unmöglich, Du wirst natürlich finden, was Dir jetzt unmöglich, unnatürlich erscheint.

Ich darf Felsen nie wiedersehen. Nie, Therese!

Ei, meine Freundin, Du mußt Felsen wiedersehen.

Du wirst darauf bestehen?

Ich halte es für meine Pflicht. Du mußt ihn sprechen, um deinetwillen, um seinetwillen.

Therese, Du bist meine theuerste, meine innigste Freundin! O Du bist meine einzige Freundin. Du hast mir hier ein Asyl bei Dir gegeben, Du selbst weißt, ein wie theures, ein wie unentbehrliches. Aber ich müßte alles aufgeben, ich müßte mich losreißen von hier, von Dir, wenn Du auf jenem Verlangen beständest.

Höre meine Gründe, Elise, und entscheide dann selbst.

Schone meiner, Therese. Ich würde Dir tausend Gründe für das Gegentheil entgegensetzen.

Zum Beispiel, meine Freundin?

Erwäge einfach die Lage. Während er, einsam, verlassen, arm, seines Vermögens beraubt, im Kerker saß, angeklagt, verfolgt als Hochverräther, während das Schwerdt des Henkers über seinem Haupte schwebte, verließ auch ich ihn, ich, die ihm Liebe und Treue bis zum Tode geschworen, o so oft geschworen hatte. Ich verließ ihn, ich gab einem Andern meine Hand.

Aber nicht Deine Liebe, nicht die Treue Deines Herzens.

O keine Sophismen, Elise. War denn meine Liebe zu ihm nicht ein Verbrechen, wenn mich der Altar mit einem Anderen verbunden hatte?

Du hattest seine Einwilligung.

Weil der starke Mann für das zu schwache Wesen keine Liebe mehr empfinden konnte.

Du brachtest ein Opfer der reinsten kindlichen Liebe. Er war groß und edel wie Du.

Er konnte mich nicht mehr lieben, er mit dem starken, kräftigen Herzen.

Elise, nur die Liebe führt ihn zu Dir zurück.

Nicht die Liebe. Es ist Großmuth, Mitleid. Ich bin arm, ich bin die Tochter eines Verbrechers, eines Ausgeworfenen. Ich bin selbst eine Ausgeworfene. Er will sich mir als Opfer darbringen.

Du kennst die Männer nicht, Elise.

Ich kenne sein Herz.

Gut, meine Freundin. Alles was Du mir da sagst, sind eben nur Gründe dafür, daß Du Felsen sprichst. Ihr müßt klar gegen einander werden. Ihr seid Beide ein paar schöne, edle Herzen. Zwischen Euch darf nichts Fremdes bleiben, und nichts Fremdes treten. Das Herz des Einen muß auf den Grund des Anderen sehen. Und damit Ihr das könnt, darf kein Dritter zwischen Euch treten. Felsen hat deine Erlaubniß bereits, Elise.

Nie!

Ich habe sie ihm gegeben.

Therese!

Mache das Weitere mit ihm selber aus.

Hinter einer Laube her, unter dem fallenden Schnee der Kirschblüthe schritt Felsen auf sie zu.

Der starke Mann schien sich Gewalt anthun zu müssen, um seinem Gesichte den Ausdruck der Beklommenheit, und seinen Schritten die Unsicherheit zu nehmen.

Die Generalin ließ den Arm Elisens von Ritterholm los.

Therese, verlaß mich nicht, flehete die von neuem Erbleichende, am ganzen Körper Zitternde.

Die Generalin antwortete ihr nicht.

Sie warf wieder rasch einen eigenthümlichen, forschenden Blick auf Elisabeth Neumann.

Begleite mich, Elisabeth, sagte sie. Die Mühe, Herrn von Felsen zu holen, ist Dir erspart.

Felsen schritt an Elisabeth Neumann vorüber. Sein Blick begegnete dem ihrigen, Ihr Blick begegnete dem Seinigen.

Eine lebhafte Röthe durchflog sein Gesicht.

Eine schnelle Bläße überzog Elisabeths Wangen.

Du zögerst, Elisabeth? sagte die Generalin.

Ich komme, gnädige Frau.

Die Generalin entfernte sich, gefolgt von Elisabeth Neumann.

Felsen nahete sich Elisen von Ritterholm.

Er reichte ihr seine Hand entgegen.

Elise! sagte er.

Sie nahm seine Hand.

Er drückte die ihrige.

Meine arme, meine unglückliche Elise!

Sie haben das richtige Wort gesprochen, Felsen—.

Sie? Elise? Einst hörte ich ein innigeres Wort. Sind wir uns so fremd geworden?

Nicht fremd, Felsen. Aber lassen Sie uns sofort klar werden über unsere Lage.

Elise, unsere Lage machen unsere Herzen. Es kommt nur darauf an, ob diese einander noch lieben.

Gewiß, und da lassen Sie uns aufrichtig sein.

Elise, Du — Sie — Ihr Herz —.

Lassen Sie uns schweigen von meinem Herzen. Doch nein, wir wollen auch davon reden. Aber später. Wir müssen ganz aufrichtig gegen einander sein. Zuerst von Ihrem Herzen, Felsen. Sprechen Sie offen. Lieben Sie mich noch? Können Sie mich noch lieben?

Elise —!

Sie werden meine Frage bejahen, Sie werden mir betheuern, beschwören wollen, daß Ihr Herz mich noch liebt, wie früher. Sie werden mir damit keine Unwahrheit sagen wollen —.

Gewiß nicht! Hören Sie mich.

Verstehen Sie mich wohl, Felsen. Sie werden mir keine Unwahrheit sagen wollen. Aber Sie werden sie mir sagen. Ihr Herz wird Sie, Sie werden sich täuschen. Unterbrechen Sie mich nicht, Felsen. Sie sprachen vor wenigen Augenblicken das richtige Wort aus. Sie nannten mich eine Arme, Unglückliche. Das bin ich. Das bin ich auch Ihrem Herzen. Nur das, Felsen.

Elise, Sie halten mich für schlecht.

Nie, Felsen. Sie sind der bravste, der edelste Mann. Sie haben mich einst aufrichtig geliebt. Aber das war zu einer Zeit, da Sie mich noch nicht

kannten, da Sie mich noch nicht geprüft hatten. Sie haben mich seitdem kennen gelernt, ganz und gar, in meiner Schwäche, in meinem Schwanken, in meinem Mangel an Entschlossenheit und an Muth. Ihr Herz kann nur ein starkes, muthiges, kann nur ein Herz lieben, das einigermaßen dem Ihrigen gleich steht. Sie fühlen Mitleid für mich, Felsen; das ist alles.

Darf ich sprechen, Elise?

Wozu das? Sie werden mir versichern wollen, daß es dennoch Liebe sei, was sie für mich fühlen. Aber ich wiederhole Ihnen, Sie täuschen sich. Mich können Sie nicht täuschen, Felsen. Meine Ueberzeugung steht fest, unwiderruflich. Sie hat sich in meine Seele eingegraben unter den bittersten, schneidendsten Thränen der Reue, unter den furchtbarsten Leiden, die ein Menschenherz tragen kann, ohne zu brechen. O, Eduard, wenn Sie die langen, schweren Nächte —.

Sie brach ab, und trocknete die Thränen, die unwillkührlich ihren Augen entströmten.

Felsen stand sinnend vor ihr. Es schien ein wirres Gemisch von Gefühlen und Gedanken in seinem Inneren thätig zu sein. Sein Auge sprach Ahnung, Gewißheit, Mitleid, Schmerz aus. Hatten die Worte Elisens in ihm eine bisher nicht gekannte Ahnung, eine neue Gewißheit, hatten sie zugleich den Schmerz über das Neue in ihm geweckt?

Elise, sagte er, Sie behaupten, 'daß ich Sie nur früher geliebt hätte, zu einer Zeit, da ich Sie nicht gekannt. Wie täuschen Sie sich doch! Beruhet denn nicht die Liebe auf der vollständigsten, durchsichtigsten Kenntniß des Herzens, das man liebt?

Elise hatte sich wieder gesammelt.

Sie philosophiren, Felsen! sagte sie. Sehen Sie, wie sehr Recht ich hatte. Sie müssen sich in die Liebe hineinphilosophiren.

Ich wollte Ihnen nur den Urgrund Ihrer Behauptung beweisen.

Lassen wir auch das. Es würde unsere Lage nicht ändern. Sie sprachen vorhin von meinem Herzen. Lassen Sie uns darauf kommen.

Sie lieben mich nicht mehr, Elise?

O, Eduard — diese Frage —.

Elise, wir wollten aufrichtig gegen einander sein.

Hören Sie, Felsen. Sie kennen meine ganze furchtbare Lage. Ich bin die Tochter eines Verbrechers. Mein Vater, der gemeinsten Verbrechen angeklagt, dort, in dem finsteren Gebäude, das Sie zwischen jenen Thürmen sehen, unter den gemeinsten Verbrechern, unter dem Auswurfe der Menschheit, ach, unter Genossen, auf den entsetzlichen Spruch harrend, der ihn den Knechten des Henkers überliefert —.

Fahren Sie nicht fort, Elise. Zerreißen Sie nicht Ihr Herz durch Qualen —.

Es ist schon zerrissen.

Elise, ich sehe in Ihr Herz. Sie lieben mich noch. Sie werfen mir vor, daß ich mich täusche. Aber Sie täuschen sich. Sie täuschen sich absichtlich. Und Sie wollen auch mich täuschen. Sie wollen die Gefühle meines Herzens für bloßes Mitleid ausgeben, um einen Vorwand zu haben für die Großmuth, die Sie gegen mich üben wollen. Ja, Elise, Sie wollen großmüthig gegen mich sein, auf Kosten Ihrer, auf Kosten meiner Gefühle. Ich, der rasch Emporgestiegene, soll mein Schicksal nicht an das Ihrige, an das der Tochter des Unglücklichen, der selbst Unglücklichen, Verlassenen knüpfen. Gestehen Sie Elise, ob es nicht so ist, und ob dieses Gefühl nicht ein sehr, ein völlig falsches ist?

Beantworten Sie mir eine andere Frage, Felsen. Sie wissen, was meinen Vater erwartet. Es ist darüber keine Täuschung möglich. Ihn erwartet ein — ein Todesurtheil. Ist es nicht so?

Felsen zuckte schweigend die Achseln.

Sie bestätigen es? Ich frage Sie einfach, Felsen, können Sie sich das Herz einer Tochter, deren Vater der Hand des Henkers verfallen ist, anders als zerrissen denken? Kann in einem solchen Herzen noch

Liebe für einen Mann Raum haben? Und wenn, und wenn, könnten Sie die Liebe eines solchen Herzens, könnten Sie eine solche Liebe wollen?

Sie sind grausam.

Antworten Sie mir, Felsen. Aber um Gotteswillen nichts Alltägliches, nichts von der Zukunft, von der Zeit, die die schmerzlichsten Wunden heile. Würden Sie ein Herz wollen, in dem eine solche Wunde heilen könnte?

Elise, Sie sind grausam gegen sich, gegen mich.

Sie haben keine Antwort.

Felsen kämpfte einen schweren Kampf mit sich selber.

Ich hätte eine Antwort, sagte er nach einer Weile. Aber sie könnte eine grausame, eine sehr grausame sein.

Sie sah ihn fragend an.

Reden Sie!

Wenn das Leben Ihres Vaters erhalten würde?

Wie? Wie wäre es möglich?

Elise von Ritterholm zitterte heftig, als sie rasch die Worte sprach.

Eine Begnadigung — antwortete Felsen zögernd.

Glauben Sie daran, Felsen? Würden Sie sie bevorworten können? O, sprechen Sie ganz aufrichtig. Sie nannten Ihre Antwort möglicherweise eine grausame. Machen Sie sie nicht zu einer entsetzlich grau-

samen. Die geängstete Täuschung würde Sie dazu machen. Glauben Sie an Begnadigung?

Nein! sagte Felsen mit leiser Stimme.

Elise bedeckte einen Augenblick ihr Gesicht, als wenn sie die Todtenblässe verbergen wolle, von der es von neuem überzogen wurde.

Ich wußte es! sagte sie. Aber wenn auch, wenn Sie mir auch eine andere Antwort hätten geben können, mein Entschluß hätte dennoch derselbe bleiben müssen. Das Herz des Weibes, wenn es einmal zerrissen ist, kann nie wieder heilen.

Elise, Sie haben sich schwach, schwankend genannt. Ich finde Sie heute starsinnig.

Ich war schwach. Ich bin zur Erkenntniß meiner Schwäche gelangt. Die furchtbaren Leiden der letzten Zeit haben zugleich mein Herz, meinen Willen gestärkt. Mein Entschluß steht fest. Mein Herz gehört, seitdem meine arme Mutter dem Schrecken, dem Schmerze erlegen ist, nur noch Einem, meinem unglücklichen Vater. Seinem Andenken, wenn er mir ganz entrissen wird, seiner Pflege, seinem Troste, seiner Aufrichtung, wenn er mir sollte wieder geschenkt werden. Sie werden, Sie können darin keinen Starrsinn finden, Felsen.

Verzeihen Sie mir, Elise. Verzeihen Sie meinem Schmerze. Sie haben ein schönes, edles Herz. Sie

sagten, ich hätte Sie früher nicht gekannt. Sie hatten Recht. In dieser Reinheit, in dieser Klarheit hatte ich Sie nicht erkannt. Es wäre Vermessenheit, Ihnen jetzt von anderen Gefühlen reden zu wollen.

Nie, nie wieder, Felsen.

Elise!

Sie wollte ihm etwas antworten; aber sie vermochte es nicht. Sie konnte nur einen schweren Seufzer aus ihrer Brust hervorholen. Dem Seufzer folgte eine krampfhafte Bewegung, als wenn sie ein gewaltsam sich hervordrängendes Schluchzen niederkämpfte. Sie schien ihre letzten Kräfte dazu anzustrengen. Nur mit der äußersten Mühe konnte sie sich noch aufrecht halten. Gewiß fühlte sie selbst, daß ihre Kräfte kaum noch eine Minute anhalten würden.

Lassen Sie uns scheiden, Felsen! sagte sie.

Felsen sah sie mit einem ungewissen Ausdrucke an.

Sie blickte bittend, flehend in sein Auge.

Leben Sie wohl, Elise, sagte er, meine theuerste, meine treueste Freundin.

Leben Sie wohl, Eduard.

Er nahm ihre Hand. Er wollte sie an seine Lippen führen.

Einen Augenblick kämpfte sie mit sich selber.

Dann bot sie ihm ihre Lippen dar.

Er drückte einen langen Kuß darauf.

Er entfernte sich schweigend, rasch.

Elise von Ritterholm eilte in die Laube, an der sie gestanden hatten.

Sie warf sich auf eine Bank.

Ihre Kraft war gebrochen.

Sie weinte laut, sie schluchzte heftig.

Sie lag lange so.

Ein Wagen fuhr von dem Landhause ab.

Sie hörte es nicht.

Ein anderer Wagen kam nach einer Weile angefahren.

Sie hörte es wiederum nicht.

Die Sonne neigte sich ihrem Untergange.

Auch der zweite Wagen war wieder abgefahren.

Elise von Ritterholm hatte nicht darauf geachtet.

Ihr heftiges Schluchzen hatte aufgehört.

Ihr Weinen hielt noch an. Aber es war nicht mehr laut; es war ein stilles Weinen.

Wohl war es ein desto Schmerzlicheres.

Sie hatte das schwerste Opfer gebracht, das ein Weib bringen kann, ihre Liebe. —

Elisabeth Neumann erschien in der Laube.

Sie war unruhig. Eine fieberhafte Röthe bedeckte ihre Wangen.

Sie trat leise ein.

Sie beugte sich über das weinende Gesicht Elisens von Ritterholm.

Elise gewahrte sie.

Es war, als wenn ein Schauder ihren Körper durchziehe.

Ist er fort? fragte sie das Mädchen.

Elisabeth nickte stumm mit dem Kopfe.

Hat Therese ihn gesprochen?

Ja!

Elisabeth, ich bin unglücklich!

Armes Fräulein!

Laß uns zu Theresen gehen!

Sie wird herkommen.

Wir gehen ihr entgegen.

Sie war in großer Unruhe.

Ueber Felsens Mittheilungen? Um so mehr muß ich sie sprechen.

Der Erbprinz war da.

Der Erbprinz?

Und der Hauptmann von Behr.

Ha!

Die Generalin befahl mir, zu Ihnen vorauszugehn. Sie werde sogleich nachfolgen. Sie habe Ihnen eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Sie müsse sich nur einen Augenblick sammeln.

O Gott, was wird es wieder sein!

Elisabeth schwieg.

Sie war in großer Unruhe, sagtest Du?

Es schien mir so!

Auch Du bist unruhig. Dein Gesicht glüht.

O, Fräulein! —

Was ist es wieder?

Die Generalin kommt.

Die Generalin von Reuter kam.

Sie schien in der That in großer Aufregung zu sein. Ihr Auge war unstät; die Farbe ihres Gesichts wechselte. Ihr Schritt war rasch.

Elise von Ritterholm sprang auf. Sie trat ihr entgegen.

Therese, was bringst Du?

Die Generalin zog ein Papier aus ihrem Busen. Sie überreichte es der Freundin.

Lies, sagte sie.

Elise entfaltete das Papier. Sie warf einen Blick hinein.

Die Unterschrift und das Siegel des Fürsten! rief sie.

Lies, mein Kind.

Elise las.

„Ich befehle hierdurch, daß der Untersuchungsgefangene A. von Ritterholm, dessen Untersuchungsprozeß ich niedergeschlagen habe, angesichts dieses seiner Haft entlassen und auf freien Fuß gesetzt werde."

Elisens Stimme war beinahe erstickt, als sie die letzten Worte las.

Sie konnte an die Generalin nur noch die Frage richten: Von wem, Therese? Von wem?

Frage nicht! Frage nie danach! antwortete die Generalin heftig.

Elise von Ritterholm schien die Antwort nicht mehr gehört zu haben.

Sie lag ohnmächtig in den Armen der Generalin.

VI.

Der Besuch.

Die Familie des Ministers von Brunek gehörte zu den ältesten adlichen Familien des Landes. Die alten adlichen Familien des Landes waren schon seit längerer Zeit verarmt.

Die Märzrevolution hatte den Minister von Brunek von seinem Posten entfernt. Er lebte seitdem zurückgezogen auf seinem Gute.

Das Gut lag in einer flachen, reizlosen Gegend. Seine Besitzer hatten seit länger als hundert Jahren nichts für das Gut, nichts für die Gegend gethan.

Der Edelhof selbst bestand aus, wenn auch nicht eigentlich verfallenen, doch schlecht unterhaltenen Gebäuden. Der große Garten dahinter war fast verwildert zu nennen. Auf dem Hofe vor den Gebäuden sah es wüst aus. Nur eine kleine, freundliche, sorgsam gepflegte Gartenpartie unmittelbar unter den Fenstern des Wohnhauses stach sonderbar, fast traurig, gegen die allgemeine Vernachlässigung ab.

Zur Seite des Edelhofes lag ein Dorf. Auch dieses Dorf zeugte nicht von Wohlhabenheit. Indeß bildete es dennoch einen Kontrast gegen das Gut. Die Felder, die den Bauern des Dorfes gehörten, befanden sich in dem vollen wohlunterhaltenen Zustande einer fleißigen, betriebsamen Ackerwirthschaft. Die Felder des Edelhofes waren vernachlässigt, wie die Gebäude und der Hof des Gutes. Freilich gehörte nicht viel Feld mehr zu dem Gute. Der steigende Verfall des Vermögens mochte schon seit langer Zeit manchen Besitzer zum Verkaufe einzelner Stücke gezwungen haben.

Es war des Morgens um neun Uhr. Die Familie des Ministers saß am Kaffeetische. Die Lebensweise, die der Mensch von frühester Jugend an geführt hat, wird zuletzt Herr über ihn. Er bestimmt nicht mehr über sie; sie bestimmt über ihn; sie beherrscht ihn. Auch die Familie des gewesenen Ministers hatte die aristokratische Lebensweise der Ministerzeit und des Residenzlebens beibehalten, freilich soweit die andere Zeit und das Landleben es gestatteten. Man pflegte daher unter Anderem auch spät aufzustehen.

Die Familie, die bei dem Frühstücke versammelt war, bestand aus dem Minister, seiner Gemahlin und seiner Tochter.

Die Physiognomien aller Drei zeigten eine unverkennbare, aus der Lage natürlich hervorgehende

Uebereinstimmung. Sie zeigten aber auch manche Verschiedenheit der inneren Zustände. Auf den Zügen Aller lagerte eine tief greifende und schwer lastende Verstimmung. Bei dem Minister war diese mit einer unruhigen, fast fieberhaften Spannung und Ungeduld vermischt, die sich in der Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln, in einem raschen Hin- und Herwerfen der Augen, in Trommeln mit den Fingern, selbst in einer fortwährenden Bewegung der Füße kund gab. Diese anhaltende Lebhaftigkeit mochte auch wohl der Grund sein, daß man eine Veränderung seiner äußeren Gestalt an ihm nicht bemerkte; er sah noch eben so wohl erhalten aus, wie früher. Die Ministerin war dagegen äußerlich verfallen. Die Röthe, die früher das ganze stolze Gesicht bedeckte, war jetzt nur noch theilweise da; sie hatte an manchen Stellen grauen Flecken und tiefen Runzeln Platz machen müssen. Und wo sie noch war, da hatte sie ihre frühere Frische verloren, Sie war dunkler, älter. Die Dame war beinahe nicht mehr schön zu nennen. Aber stolz war ihr Gesicht geblieben. Stolz und ruhig, wie in der sicheren Erwartung, in dem Bewußtsein, daß die gegenwärtige Lage eine vorübergehende sei, der bald die alte Zeit wieder folgen werde. Fräulein Amalie von Brunek war schön geblieben. Ihr Auge war sogar lebhafter geworden. Sie schien Pläne zu machen.

Die Familie saß schweigend.

Des Fräuleins Blicke schweiften durch das geöffnete Fenster in die Höhe des blauen Himmels hinein.

Die Augen der Ministerin senkten sich ruhig sinnend in den schwarzen Grund der gefüllten Kaffeetasse.

Die Augen des Ministers irrten in dem Zimmer umher, über Bücher, über alte Zeitungen, nach den Fenstern, nach der Thüre.

Der Unmuth plagte alle Drei, noch mehr aber wohl die Langeweile; trotz der Pläne der Einen, der Ruhe der Anderen, der Ungeduld des Dritten.

Der Minister stand auf. Er schritt mit großen Schritten durch das Zimmer. Er blieb bei einem Haufen alter Zeitungen stehen. Er nahm einige davon in die Hand. Er durchblätterte sie. Er wandte sich zu den Damen. Er öffnete den Mund, als wenn er über etwas, das er bei dem Durchblättern gefunden, eine Bemerkung machen wolle. Er verschloß die Lippen wieder, als wenn ihm einfalle, daß er die Bemerkung schon früher gemacht habe. Er legte die Zeitungen fort. Er ging wieder in der Stube umher. Er öffnete nochmals die Lippen.

Ein langweiliges Leben, sagte er.

Das Fräulein warf rasch das Auge auf ihn, ließ es aber eben so rasch wieder durch das Fenster schweifen.

Die Ministerin sah von ihrer Tasse nicht auf. Doch antwortete sie.

Man muß die Geduld nicht verlieren, sagte sie.

Es ist nicht Ungeduld, meine Liebe, antwortete der Minister. Es ist das Verlangen nach Beschäftigung, was mich verzehrt.

Ein anderes Wort für dieselbe Sache.

Die Ungeduld ist ziellos. Ich habe ein festes Ziel.

Auch die Ungeduld hat ihr Ziel; sie verfehlt es nur zu oft, eben weil sie Ungeduld ist.

Du willst mir Vorwürfe machen?

Ich wünsche nur, Dir ein klein wenig von meiner Ruhe mitzutheilen. Du bist gar zu unruhig.

Ach, meine Liebe, ich würde sehr, ich würde ganz ruhig sein, wenn ich nur die Eine Nachricht, die eine einzige Gewißheit hätte.

Ich habe diese Gewißheit. Ich habe sie immer gehabt.

Du kennst ihn nicht so, wie ich.

Ich kenne seine Interessen.

Du warst nicht Zeugin jener fürchterlichen Katastrophe.

Desto mehr Zeugniß kann ich von Deiner Unentbehrlichkeit für ihn ablegen.

Er wird nie vergessen können.

Er wird vergessen müssen.

Ich verließ ihn, ich, sein erster, sein ältester Rathgeber. Ich entfloh. Ich überließ ihn den rohen Händen des Pöbels, den Mißhandlungen. Er kann, er darf mich nicht wieder aufnehmen.

Laß uns ruhig und klar sprechen, Brunek. Er muß zu Dir zurückkehren. Er muß Dir entgegenkommen.

Warum denn noch kein Wort, keine Zeile von ihm? Warum noch immer nicht ein einziges Zeichen?

Das ist eben Deine Ungeduld. Du beachtest die Verhältnisse nicht.

Was kann ihn hindern, wenn er vergessen hat, wenn er vergessen will?

Er ist nicht frei. Das ist einfach der Schlüssel des Räthsels.

Nicht frei? Nicht so frei, um mir ein einziges, kleines Zeichen zukommen zu lassen?

Nein! Wie oft soll ich Dir das wiederholen?

Das Fräulein schien nur äußerlich dem Gespräche der Eltern keine Aufmerksamkeit gewidmet zu haben. Der Antwort der Mutter fügte sie mit einem feinen Lächeln bei: Mich dünkt, lieber Vater, was die Unfreiheit des Fürsten betrifft, so dürfte gerade dieser Punkt Dir am wenigsten unbegreiflich sein können.

Auch die Mutter lächelte.

Wie gesagt, bemerkte sie, die Ungeduld verfehlt in der Regel ihres Zieles.

Der Minister hatte auf die Erinnerung der Tochter die Stirne gerunzelt.

Er hatte seinen Braun, sagte er.

Der in Deinem Solde und Interesse stand, erwiderte die Ministerin.

Der aber auch sein eignes Interesse hatte und mich oft genug betrog.

Du erfuhrst das also!

Nicht immer. Er hatte aber auch seinen Reuter.

Deinen Feind!

Gleichviel. Ich will nur den Beweis führen, daß ein Fürst immer Personen hat, denen er ein Geheimniß anvertrauen darf.

Ich möchte im Gegentheil behaupten, daß der Fürst gerade am wenigsten sich auf die Verschwiegenheit der Menschen, und überhaupt auf seine Geheimnisse verlassen kann. Indeß, abgesehen hiervon wie von allem anderem, Dein Beweis trifft schon aus dem einen Grunde nicht zu, weil er einer ganz anderen Zeit entnommen ist, als der gegenwärtigen. Der Fürst, von dem Du sprichst, war ein absoluter, der Fürst, von dem es sich jetzt handelt, ist —.

Ein constitutioneller! fiel lachend der Minister ein. Vorhin lachtet Ihr, jetzt erlaubt, daß ich lache. Du willst sagen, früher habe der Fürst regiert, jetzt regiere der Minister. Früher habe Jedermann den Fürsten

als den eigentlichen Herrn gefürchtet, und ich, der Minister, sei die Nebenperson gewesen. Jetzt aber fürchte man Herrn Schrader, oder Herrn Felsen, und der Fürst sei die Nebenperson.

Nun, sagte die Ministerin etwas empfindlich, und wären Herr Schrader und Herr Felsen denn nicht die eigentlichen Regenten! Was ist denn dieser Constitutionalismus anders als die ein wenig verschleierte rothe Republik?

Darin hast Du Recht. Aber wer regierte denn zu meiner Zeit? Wer fürchtete mich nicht, wenn ich von ihm gefürchtet sein wollte?

Du ließest mich nur meinen Satz nicht vollenden. Allerdings war es auch früher nicht der Fürst, der regierte. Aber damals glaubte der Fürst doch, daß er regiere. Und so wie er den Namen eines absoluten Herrschers führte, so meinte er auch, daß er ein unumschränkter Selbstherrscher sei.

Und was soll das?

Viel! Alles!

Ich bin gespannt.

Die Meinung gab ihm den Muth der Selbstständigkeit. Seine gegenwärtige Abhängigkeit oder vielmehr das Bewußtsein derselben drückt ihn, nimmt ihm den Muth.

Der Minister wurde nachdenklich.

Habe ich Recht? fragte seine Gemahlin.

Allerdings! In der That! Wenn ich dabei seine Individualität beachte! Du scheinst sehr Recht zu haben.

Wem sollte er sich anvertrauen? Wer wird zu ihm gelassen? Hundert mißtrauische Augen belauern ihn. Keiner von seinen alten Räthen, Freunden, Vertrauten darf zu ihm. Schon der bloße Wunsch, Einen von ihnen wieder zu sehen, wird von den neuen Regenten, dem souveränen Pöbel, als ein Landesverrath, als ein Staatsstreich, als die Contrerevolution betrachtet, ausgeschrieen und verdammt. Seine alten Diener sind von neuen Spionen umgeben. Durch wen sollte er Dir wohl ein Zeichen zusenden können?

Der arme Herr! Er dauert mich! sprach seufzend der Minister.

Die Ministerin fuhr fort: Erinnere Dich der vielen und dennoch vergeblichen Mühe, nur Deine Zeilen in die Hände des Fürsten zu bringen. Man mußte zuletzt den alten Kammerdiener zum Vertrauten machen.

Diese Erinnerung schien den Minister wieder zu beunruhigen.

Wohl, versetzte er, warum konnte ich auf demselben Wege nicht eine Antwort erhalten?

Sprach ich nicht noch so eben von den neuen Spionen?

Unser Ottomar war selbst bei ihm.

Hat er Dir nicht die Versicherungen der Gnade des Fürsten überbracht?

Mündlich!

Du selbst erwähntest der Deprimirung des Fürsten.

Aus dem Munde des Kammerdieners!

Der nicht lügt.

Der nicht der Vertraute seines Herrn ist.

Der ihn aber desto genauer kennt.

Es ist bei alledem auffallend!

Ich begreife deine Zweifel nicht. Daß der Fürst dieses Regiment nicht länger dulden kann, nicht länger dulden wird, sieht ein Kind ein. Du selbst weißt durch deine intimen Verbindungen am besten, wie man schon an anderen Höfen alle Vorbereitungen zu der Contrerevolution trifft. Du kennst unseren, deinen Fürsten hinlänglich, um zu wissen, daß er, wenn es gilt, die schmachvollen Fesseln dieser Demokraten, dieser Pöbelherrschaft, dieses Straßenregiments von sich abzuschütteln, daß wahrlich er unter den deutschen Fürsten nicht der letzte wird sein wollen.

Am Ende stimme ich Dir bei.

Ich hoffe es. Nun, wenn dann die Zeit der Contrerevolution eintrifft — und hoffentlich ist sie nicht mehr fern — wem soll der Fürst dann sein Vertrauen schenken? Auf wen soll er sich stützen? Auf wessen Talent? Auf wessen Einsicht, Kenntniß der Lagen und

der Verhältnisse? Auf wessen Kraft? Auf wen anders, als auf Dich, kann nur ein halber Gedanke von ihm gerichtet sein? Etwa auf den bornirten Amberg, der nicht einmal den Vorzug hat, ein Haudegen zu sein? Oder auf den schwachköpfigen früheren Polizeiminister? Oder auf deinen jämmerlichen Vetter, den Bischof, der zu der einfältigsten Intrigue zu schlecht ist? Was für Männer wären denn sonst noch da? Vielleicht der plebeje Braun, diese Unteroffiziersnatur?

Du hast Recht, meine Liebe. Wenn ich alles zusammenrechne —

Freilich habe ich Einen vergessen.

Und?

Den General von Reuter.

Diesen Abenteurer fürchte ich nicht mehr.

Ich hoffe das, und ich scherzte.

Seitdem ich seine fremden Beziehungen, seine geheime Pläne kenne, ist der Mensch, wenigstens für mich und für meine Pläne völlig unschädlich. Es bedarf nur eines leisen Winkes für den Fürsten, daß sein Vertrauter mit nichts Geringerem umgehe, als ihn unmöglich zu machen, um den geistig und körperlich schwächlichen Erbprinzen auf den Thron zu bringen, um ein Weiberregiment zu gründen, dessen Seele der Herr General sein würde.

So ist es. Indessen ist das ein Wink von solcher

Schwerkraft und Entscheidung, daß er erst im letzten Augenblicke, im Falle einer dringenden Noth gegeben werden darf. Zur Unzeit gegeben, könnte er alles verderben.

Ich bin mit Dir einverstanden. Reuter ist nur unmittelbar vór einer Katastrophe zu stürzen, schon in Betracht der Macht seiner schönen Frau über den Erbprinzen.

Pah, rief ein wenig erbittert, Fräulein Amalie, die wieder sehr genau zugehört haben mußte, zwischen die Unterhaltung. Die Frau ist mehr intriguant als schön.

Gleichwohl, bemerkte der Minister, soll nach meinen Nachrichten, der Prinz völlig in ihren Fesseln schmachten.

Auch nach den meinigen, Vater.

Auf alle Fälle, fuhr der Minister zu seiner Gemahlin fort, ist der Fürst schon durch unsere geheimen Agitationen für die Restauration uns sicher. Was ich, was unser Sohn, was dessen Freunde, diese Alle, unter meiner Leitung, für die Sache des Fürsten jetzt im Stillen wirken, muß uns ihm nothwendig für alle Zeit unentbehrlich machen.

Der Bediente kam mit einer Mappe in das Zimmer. Er legte die Mappe schweigend auf den Tisch, auf den Platz vor dem Minister, und entfernte sich wieder.

Es war kein Ministerportefeuille von rothem Marokin, das der Bediente gebracht hatte. Es war ein

wohlverschlossenes Felleisen von derbem Leder. Es wurde von dem Gute täglich zu der benachbarten Postanstalt geschickt, um die Briefe für den Minister und seine Familie aufzunehmen.

Die Ankunft der Postsachen pflegt auf den einsamen Landgütern schon in gewöhnlichen Zeiten ein Ereigniß zu sein. Sie bringt immer etwas Neues, etwas gegen die Alltäglichkeit und Langeweile des Landlebens, wenn auch nur die alltäglichen Neuigkeiten der Zeitungen. In den Zeiten der Aufregung, der Spannung, ist sie, namentlich für solche Bewohner des Landes, die bisher in dem lebendigen Treiben und Geräusche der Welt gewohnt, und wohl gar eine thätige Rolle darin gespielt haben, ein nahezu unentbehrliches Lebenselement.

Der Minister zog mit einer gewissen Hast einen Schlüssel hervor, den er an seine Uhrkette befestigt hatte — man sah, er legte Gewicht auf den Verschluß der Mappe — und schloß diese damit auf.

Seine Tochter nahete sich ihm nicht ohne Neugierde.

Die Ministerin blieb anscheinend gleichgültig auf ihrem Platze.

Eine Menge Zeitungen und zwei Briefe fielen aus der geöffneten Mappe auf den Tisch.

Der Minister griff zuerst nach den Briefen.

Nur zwei? sagte er, etwas unzufrieden.

Es ist wohl keiner von ihnen für mich? sagte das Fräulein, wie es schien nicht ohne Spannung.

Nein!

Das Fräulein schien ebenfalls unzufrieden zu sein. Sie nahm eine der neuen Zeitungen, und las darin.

Der Minister besah das Äußere der beiden Briefe. Er prüfte die Aufschriften, die Siegel, die Ränder.

Ein verächtliches Lächeln umspielte dabei seinen Lippen.

Sie sind uneröffnet geblieben, sagte er. Der Gedanke eines schwarzen Kabinets scheint den einfachen Leuten zu sublim zu sein.

Von wem sind die Briefe? fragte die Ministerin.

Der eine ist von unserem Banquier in der Residenz. Ich kenne Siegel und Handschrift.

Der unverschämte Mensch!

Ich vermuthe allerdings, daß er wieder mahnen wird.

Unzweifelhaft.

Er hätte es sich alsdann, wie es scheint, zum Gesetze gemacht, regelmäßig jede Woche zudringlich zu werden.

Was schreibt er?

Der Minister hatte den Brief erbrochen. Er las ihn. Seine Stirne verfinsterte sich.

Nun? fragte ungeduldig die Ministerin.

Wie ich vermuthete. Er drohet sogar mit Einklage und —

Das ist zu arg.

Und Veröffentlichung der Art und Weise, wie ich das Capital von ihm geborgt und ihm bisher die Rückzahlung vorenthalten hätte.

Der Freche!

Dieses hochmüthige Bürgerpack!

Diese unverschämten Geldsäcke!

Wie kroch dieses Gesindel früher, als die Macht noch in unseren Händen war!

Die Ministerin war aufgestanden.

Brunek, sagte sie, während ihre Augen Blitze schossen, wie viel werden wir zu vergelten haben, wenn die Macht in unsere Hände zurückkehrt!

Wir werden nichts vergessen, meine Liebe.

Der Minister legte den Brief zur Seite und nahm den zweiten. Er besah ihn nochmals.

Der Brief kommt gleichfalls aus der Residenz, sagte er, halb für sich, halb zu seiner Gemahlin.

Von wem? fragte diese wiederholt.

Aufschrift und Siegel sind mir völlig unbekannt.

Er öffnete ihn. Er warf einen flüchtigen Blick hinein.

Er schien überrascht.

Er sah noch einmal hinein.

Dann besah er wieder die Aufschrift und das Siegel.

Er schüttelte den Kopf.

Er faltete den Brief wieder zu, und legte ihn

genau wieder so zusammen, wie er vor dem Aufbrechen gewesen war. Er prüfte wiederholt das Siegel, die Ränder des Papiers. Er prüfte, langsam, sehr genau.

Er schien beruhigt zu werden.

Es ist alles unverletzt, sagte er. Der Inhalt ist nicht gelesen.

Der Brief scheint eine wichtige Nachricht zu enthalten, warf die Ministerin hin, mehr Neugierde zeigend, als sie verbergen wollte.

Durchaus nicht, meine Liebe, antwortete der Minister.

Und doch legst Du ihm Wichtigkeit bei.

Weil er mir unbegreiflich ist.

Der Brief?

Allerdings.

Du machst mich begierig.

Höre.

Er las: Ihr Herr Sohn wird heute zurückkehren und bittet Sie daher, einheimisch zu bleiben. Im Auftrage: Müller.

Das ist alles? fragte gleichfalls überrascht die Ministerin.

Alles! Das Blatt enthält keinen Buchstaben weiter.

Das ist allerdings merkwürdig.

Ein Scherz, den Ottomar sich erlaubt hätte, kann es nicht sein.

Unzweifelhaft nicht.

Kennst Du einen Müller?

Ich besinne mich vergebens.

Hat Ottomar eine Bekanntschaft dieses Namens?

Ich weiß davon nichts.

Ich gleichfalls nicht.

Auch ich nicht, sagte das Fräulein, die zugehört hatte.

Was mag der Brief zu bedeuten haben? fuhr der Minister sinnend fort. Daß Ottomar heute zurückkommen werde, konnten wir vermuthen.

Wenn das auch nicht, es ist eine sehr gleichgültige Sache. Ich habe ohnehin dieses Gut auf keine Stunde verlassen, seitdem ich hier wohne. Wozu also die Aufforderung, mich heute nicht zu entfernen?

Heute, sagst Du?

Heute, sagt der Brief.

Und von welchem Datum ist er?

Er hat kein Datum. Wieder ein Räthsel.

Wann ist er zur Post gegeben?

Der Minister besah das Couvert des Briefes. Gestern, antwortete er.

Und wo? In der Residenz?

In der Residenz.

Und heute soll Ottomar zurückkehren?

Und heute soll ich zu Hause bleiben.

Heute! Wann ist dieses Heute?

Es ist das alles räthselhaft.

Das Fräulein nahete sich ihren Eltern.

Eins ist klar, sagte sie, und damit müssen wir uns allerseits vorläufig begnügen. Der Absender des Briefes, der hat berechnen können, daß der Brief heute hier eintreffe, wünscht, daß der Vater heute hier sei. Daraus geht denn ferner hervor, daß, — wenn keine Mystification vorliegt, an die ich nicht glaube — wir heute hier etwas Ungewöhnliches zu erwarten haben, wahrscheinlich einen Besuch.

Alles richtig, meine Tochter, versetzte der Minister. Aber welcher Besuch könnte das sein?

Jedenfalls ein Besuch neben dem Ottomars, denn daß der Zweck des Briefes nicht war, diesen anzumelden, darüber sind wir wohl Alle einverstanden.

Gewiß. Nur sehe ich nicht ein, wozu gerade dieser Vorwand.

Der Brief, lieber Vater, antwortete die Tochter, wieder fein lächelnd, rührt unstreitig von einer Person her, die, gleich Dir, an die vormärzliche Zeit, das schwarze Kabinet, glaubt. Sie hat dem unberufenen Leser einen möglich unverfänglichen Inhalt geben wollen.

Um so räthselhafter würde der angekündigte Besuch erscheinen.

Der muthmaßliche, verbesserte die Ministerin.

Und um so wichtiger, setzte die Tochter hinzu.

Ich sinne vergeblich nach, sagte der Minister, indem er zu gleicher Zeit mit den Fingern der einen

Hand eine Prise zur Nase führte, und mit denen der anderen Hand seine Stirne rieb.

Wir wollen uns den Kopf nicht darüber zerbrechen, sagte lächelnd das Fräulein, indem sie wieder in ihrer Zeitung las.

Wir werden es erfahren, bemerkte die Ministerin, indem sie gleichfalls ein Zeitungsblatt nahm.

Der Minister fuhr fort, sinnend, und Prisen nehmend und die Stirn reibend, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Das Schweigen, das unter den drei Mitgliedern der Familie längere Zeit herrschte, wurde durch ein lautes Lachen des Fräuleins unterbrochen.

Das Lachen veranlaßte die Ministerin, von der Zeitung, in der sie, ihrer Seits sehr ernst, gelesen hatte, aufzublicken.

Der Grund dieses Lachens, Amalie? fragte sie.

Die neue Zeit! antwortete weiter lachend, die Tochter.

In welcher Zeitung liesest Du? fragte, gleichfalls aufmerksam geworden, der Minister.

Ich lese nur das Oppositionsblatt, antwortete mit einem gewissen Stolze das Fräulein.

Sie kann, ergänzte die Mutter, sich nicht dazu entschließen, den Servilismus des Tages gegen das Pöbelregiment anzusehen.

Sie hat Recht, bemerkte der Minister. Es liegt

etwas tief Ekelhaftes darin. Männer, die früher kein größeres Glück kannten, als in der Gnade des Fürsten sich zu sonnen, denen eine Ungnade des Fürsten, ja nur ein finsterer, mißbilligender Blick von mir, den Schlagfluß oder die Schwindsucht zugezogen haben würde, sie sind jetzt die eifrigsten, die unermüdlichsten, das alte Regiment mit Füßen zu treten, um dem neuen den Speichel zu lecken.

Es herrscht, setzte die Ministerin hinzu, überall ein schwarzer Undank, eine tiefe Entsittlichung.

Wie werden sie, diese Elenden, nächstens wieder in unser Lager zurücklaufen!

Wollen! sagte die Ministerin. Aber auf unserer Seite wird die Vergeltung sein, eine gerechte, eine schwere Vergeltung.

Sie wird! Sie wird! versicherte der Minister.

Aber worüber lachtest Du, Amalie? fragte wiederholt die Ministerin.

Ueber alles, liebe Mutter. Ueber alles, was ich hier lese. Das Treiben dieser Leute ist köstlich, von dem des ersten Ministers, des Collegen des Herrn Papa an —

Ah, zuckte unwillig der Minister.

Bis zu dem des gemeinsten Straßenbummlers herunter.

Erzähle!

Zuerst vom Hofe?

Auch an den Hof wagt man sich?

Hören Sie nur. Vor einigen Tagen hat der Prinz seinen Geburtstag gehabt. Man hat ihn natürlich in der gegenwärtigen Zeit nur en famille gefeiert. Die Herren Minister, die Träger des Willens des souveränen Volkes, hat man indeß natürlich zur Gratulation zulassen müssen! Nun hat aber auch mit Gewalt die Frau Gemahlin des Herrn Ministerpräsidenten an den Hof gewollt, um ihre Glückwünsche ebenfalls darzubringen.

Die Bürgerliche an den Hof! rief fast entrüstet die Ministerin aus.

Der alte Schröder, bemerkte der Minister, ist ein würdiger Mann.

Aber ich bitte Dich, dieser Dünkel! Dieser gemeine Dünkel der Rotüre! Diese Person an den Hof!

Höre weiter, Mutter. Nicht die Dame allein hat gratuliren wollen, auf ihre beiden Töchter scheint sie es hauptsächlich abgesehen zu haben.

Die Töchter? Ich bitte Dich, Amalie, die Töchter?

Die Zeitung sagt es.

Es ist ein Glück, daß diese Menschen in ihrer Gemeinheit gleich so kolossal sind, daß sie sofort der Lächerlichkeit verfallen müssen. Erzähle weiter.

Nun, es hat einen harten Kampf gekostet, zuerst

mit dem Hofmarschall, dann mit dem Fürsten, zuletzt gar mit der armen Fürstin. Denn, mein lieber Vater, ein wie würdiger Mann auch dein gegenwärtiger College oder Nachfolger sein mag, seine Gemahlin ist immer in weit höherem Grade eine Närrin, von der es längst bekannt war, daß sie den alten, würdigen Mann beherrscht.

Das Resultat, Amalie? drängte die Ministerin.

Beide Theile haben Recht bekommen.

Was? Eine Bürgerliche zur Cour? Zur Gratulationscour? Man hat nachgegeben?

Höre! Die Fürstin hat nicht nachgegeben. Die Dame ist nicht an den Hof gekommen. Allein mitten während der Cour fährt ein Wagen vor, zwei junge Damen, ganz allein, gib genau Acht, Mutter, ganz allein, steigen aus, begeben sich ohne Umstände in das Schloß, gehen — ganz allein — in das Vorzimmer, in dem die Adjutanten sich aufhalten, und bitten dem Erbprinzen gemeldet zu werden, um ihre unterthänigsten Glückwünsche abzustatten, die ihr Patriotismus unmöglich zurückhalten könne.

Und die Damen waren die Töchter des Ministers?

Waren die Töchter des Ministers.

Unerhört!

Frech oder lächerlich?

Beides. Dumm, gemein, lächerlich! Alles was Du willst! Und das Ende?

Man ist natürlich verlegen geworden. Um den alten Mann nicht zu beleidigen, wahrscheinlich auch in Berücksichtigung der Herrschaft des souveränen Pöbels, wovon man ein Stücklein vor sich sah, hat man das Auskunftsmittel getroffen, die Damen in ein abgelegenes Cabinet zu führen, wo sie, blos in Gegenwart der Fürstin, dem Prinzen ihre zärtlichen Gefühle dargelegt haben.

Vortrefflich! Und doch noch zu viel! rief die Ministerin aus. — Man muß gestehen, — setzte sie lachend hinzu, diese freie Presse gewährt doch manches Vergnügen.

Das Fräulein bemerkte: Ich sehe in diesem neuen Regiment auf allen Seiten den Esel, der die Laute schlagen will. So auch in diesen Kammerdebatten. Sie haben darum auch für mich etwas köstlich Unterhaltendes, wie langweilig sie an sich sein mögen.

O meine Tochter, fiel der Minister ein, Du hast da eine sehr wahre Bemerkung gemacht. Dieser Esel, der die Laute schlagen will, und sie nicht anzufassen weiß, dieser Esel und seine Mißtöne überall, auf allen Seiten, sind ein großes Glück für uns. Ich versichere Dich, daß auch ich gerade den Kammerdebatten mit dem lebhaftesten Interesse folge, aber auch mit desto größerer Befriedigung, je mehr Unsinn sie entfalten. Dieser Unsinn, diese langweiligen Zänkereien,

sie gerade sind es, die uns retten. Wie lange sind diese guten Patrioten, diese Freunde des Volkes, diese Retter, Befreier und Beglücker des Landes, nun schon beisammen! Und was haben sie gethan? Womit haben sie das Volk, das Land beglückt? Womit anders, als mit leeren Woren, mit Phrasen, Zänkereien, unfruchtbaren philosophischen Sätzen, leblosen Phantasieen, todtgebornen Projecten und dergleichen Sachen! Zu einem Handeln sind sie noch nicht gekommen, noch nicht einmal zu Organen für ihr Handeln, für ihr Volksbeglücken.

Der Minister wurde unterbrochen.

Er mußte in ein Thema gerathen sein, das er schon oft berührt hatte, und das daher den Damen hinlänglich bekannt war. Sie hatten wenigstens, ohne ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken, sich wieder den Zeitungen zugewandt.

Besonders eifrig las die Ministerin.

Auf einmal sprang sie heftig auf, und indem die Röthe ihres Gesichtes fast braun wurde, entfuhr ein lautes Pfui! ihren Lippen.

Gemahl und Tochter wandten sich ihr zu.

Was ereifert Dich? fragte der Minister.

Pfui! wiederholte die Ministerin heftiger. Pfui über diese Frechheit, über diese schamlose Frechheit! Es zeigt sich doch alle Tage mehr, wie nothwendig die Censur war.

Was gibt es denn, meine Liebe?

Was es gibt? Da, lies selbst. Ich mag das Schandzeug nicht laut lesen.

Sie reichte ihr Zeitungsblatt dem Minister hin.

Der Minister warf einen Blick hinein.

Er erbleichte.

Das ist stark! sagte er.

Woher mag das Gesindel die Thatsachen haben? Das ist Verrath! Niederträchtiger Verrath!

Darf ich erfahren, wovon die Rede ist? fragte das Fräulein.

Auch Dich betrifft es, rief zornig die Mutter.

Mich? Die Zeitung?

Dich, mich, den Vater, uns Alle.

Um was handelt es sich denn?

Du bist unbekannt damit.

Und es betrifft dennoch auch mich? So werde ich es wohl erfahren müssen.

Du sollst es erfahren. Es wird von der Verwendung der Staatsgelder unter dem früheren Regiment gesprochen, unter dem Regiment Deines Vaters, Es sollen hohe Summen unterschlagen, den nothwendigen Staatseinrichtungen entzogen, Wittwen und Waisen vorenthalten sein, um sie für uns und unsere armen Verwandten zu verwenden. Unser Vetter, der

Bischof, wird genannt und sein nichtswürdiger Sohn. Und sodann Du und wir Alle.

Aber so erzähle, Mutter.

Deine Putzsucht und deine galanten Abenteuer, meine Spielwuth, unser Aller Verschwendung soll uns ruinirt haben, trotz dem daß der Vater freie Hand in den fürstlichen Cassen gehabt habe. Um sich zu retten, soll er zuletzt die kurz vor der Revolution eingegangenen Gelder für die durch das Land marschirten fremden Truppen den Quartiergebern, denen sie erstattet werden sollten, entzogen und für sich verwendet haben.

Ist diese Thatsache wahr? fragte die Tochter.

Der Minister schwieg.

Die Ministerin antwortete heftig: Nein!

So muß man den Zeitungsschreiber wegen Verleumdung belangen.

Das geht aber nicht an.

Warum nicht?

Der Vater hat das Geld mit einer hohen Person getheilt.

Das ist freilich schlimm!

Freilich.

Der Minister nahm das Wort.

Es ist Zeit, sagte er, daß diesem Skandal ein Ende gemacht wird. Ach, wenn doch dieser Revolution noch heute der Kopf zertreten werden möchte!

Er ging wieder mit großen Schritten im Zimmer umher.

Das Fräulein fuhr fort, in ihrem Oppositions=blatte zu lesen.

Die Ministerin nahm ein anderes Zeitungsblatt und las eifrig darin.

Der angeregte Gegenstand mochte zu unangenehm sein, als daß man ihn weiter berühren wollte. Man las allerseits desto eifriger.

Die Ministerin hatte kaum eine Minute gelesen, als sie plötzlich wieder sehr unruhig wurde. Ihre Geberden verriethen eine lebhafte Ueberraschung.

Welche Nachricht! fuhr sie auf. Ritterholm —.

Was ist mit ihm? riefen zu gleicher Zeit Vater und Tochter.

Es ist unbegreiflich!

Was ist es?

Es ist nicht möglich! Es wird wieder eine gewöhn=liche Zeitungslüge sein.

Aber, meine Liebe, so rede!

Es ist abgeschmakt.

Mutter, Du machst uns ungeduldig.

Höret! Die Zeitung schreibt: „So eben geht uns die völlig verbürgte Nachricht zu, daß der wegen vielfacher schwerer Verbrechen in dem Centralunter=suchungsgefängnisse der Provinz Oberland detinirte Baron von Ritterholm durch einen unerklärlichen

Betrug aus seiner Haft befreit worden ist. Vor einigen Abenden erschien die Tochter des Verbrechers in einer Equipage, blos von dem Kutscher und einer Dienerin begleitet, meldete sich bei dem Director der Gefangenanstalt, producirte ein allerhöchstes Kabinetsschreiben, worin die Niederschlagung der Untersuchung gegen ihren Vater, und dessen Entlassung aus der Haft anbefohlen war, und verlangte die sofortige Freilassung ihres Vaters. Das Document trug keine erkennbare Spuren einer Fälschung; es war mit der Unterschrift und dem Siegel des Fürsten, so wie mit der Contrasignatur des Justizministers versehen. Die Beamten konnten daher zu irgend einem Verdachte keine Veranlassung finden, und die Freilassung erfolgte. Gleichwohl hat ein Betrug stattgefunden. Weder im Kabinet, noch im Justizministerium ist von der Order etwas bekannt; die Unterschriften Seiner Hoheit und des Justizministers sollen, allerdings sehr täuschend, nachgeahmt, das Siegel jedoch soll echt sein. Mit der Untersuchung des unerhörten Betruges ist man beschäftigt. Der Verbrecher hat sich unterdeß glaubhaftem Vernehmen nach mit seiner Tochter bereits nach Amerika eingeschifft. An Mitteln soll es ihnen nicht fehlen, da der Entflohene schon früher in auswärtigen Banken bedeutende Summen für seine Tochter niedergelegt hatte."

Der Minister und das Fräulein hatten der Vorlesung schweigend zugehört. Keiner von ihnen hatte auch nur einen Versuch der Unterbrechung gemacht. Sie schienen sich ganz dem Eindrucke hinzugeben, den das Vorgelesene auf sie hervorbrachte. Daß dieser Eindruck ein tief eindringender war, sah man an den gespannten Mienen, an dem unausgesetzten Spiel der Muskeln, das während des Zuhörens ihre Gesichter wie ihre Hände in Bewegung setzte. Im Resultate schien der Eindruck zugleich ein befriedigender zu sein, wenn gleichwohl auf sehr verschiedene Weise.

Im Grunde, sagte der Minister, nach einigem Nachdenken, können wir mit diesem Ende zufrieden sein; der Betrüger, sei er welcher er wolle, hat auch uns einen Dienst geleistet. Die Hinrichtung des Menschen, und wenn er dieser auch durch die Gnade des Fürsten entgangen wäre, seine Detention im Zuchthause hätte immer einen neuen Eklat gegeben, dessen Finger zunächst auf uns gewiesen hätten.

Freilich, obwohl jener freche Geldstolz —, bemerkte die Ministerin, ohne ihren Satz zu vollenden.

Das Fräulein sah ihre Mutter fragend an, als wenn sie das Ende des Satzes erwarte.

Als die Ministerin gleichwohl nicht antwortete, fragte Fräulein Amalie nach einer Weile: Die Tochter ist mit dem Vater nach Amerika? Nicht wahr, so lasest Du, Mutter?

So sagt die Zeitung.

Des Fräuleins Auge nahm einen triumphirenden Blick an.

Ah, mein Herr von Felsen! murmelte sie leise vor sich hin.

Der Minister war wieder sehr nachdenklich geworden.

An den Thatsachen ist nicht zu zweifeln, sagte er. Die Mittheilung steht in einem, der Regierung befreundeten Blatte. Sie scheint sogar, ihrer Fassung nach, aus dem Ministerium selbst herzurühren. Wo, auf welcher Seite mag der Betrüger stecken?

Das ist die Frage! versetzte die Ministerin.

Den alten, ehrlichen Justizminister spreche ich von jeder Theilnahme frei.

Auch den Fürsten?

Auch er steht außer der Intrigue. Was sollte ihn bewogen haben, sich in sie zu mischen?

Ich finde freilich keinen Grund.

Was meinst Du von Felsen, meine Liebe?

Nein! rief das Fräulein auf einmal sehr heftig.

Beide Eltern sahen sie erstaunt an.

Du sprichst das so bestimmt aus, Amalie?

Ja! antwortete die Tochter kurz.

Du mußt besondere Gründe haben.

Ich habe sie.

Der Minister schien sich plötzlich auf etwas zu besinnen.

Nur die Unterschriften der Kabinetsorder sollten falsch sein? fragte er.

Die Mittheilung behauptet so.

Und das Siegel war echt?

Ja!

Das Siegel des Fürsten?

Das Siegel des Fürsten.

Mir kommt ein sonderbarer Gedanke.

Nun?

Erinnert Ihr Euch eines, freilich sehr ungewiß gehaltenen Gerüchts, daß während des Ueberfalls des Fürsten in seinem Kabinet am zwanzigsten März, der Siegelring des Herrn verschwunden sein soll?

Ich habe davon reden hören.

Niemand achtete damals weiter darauf. Man glaubte an einen gewöhnlichen Diebstahl des Goldes. Wie, wenn jener Diebstahl mit dieser Befreiungsordre in Verbindung stände?

Ich sehe das Band nicht, das sie sollte mit einander verbinden können.

Ich ebenfalls nicht.

So fehlt es uns.

Ich sehe es nur zur Zeit nicht.

Ich fürchte, Du wirst es nie finden.

Wer weiß!

Zum Lesen der Zeitungen schien Niemand eine weitere Lust zu haben.

Die Stunde des Morgenspazierganges nahet, sagte die Ministerin zu dem Fräulein. Ich denke, wir machen unsere Toilette.

Mutter und Tochter entfernten sich.

Der Minister ging in tiefem Sinnen und mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Ein Besuch? sagte er. Amalie wird Recht haben. — Unzweifelhaft! — Aber wer? — Wer? —

Der eintretende Bediente unterbrach das Selbstgespräch.

Der Mann schien verlegen zu sein.

Exzellenz! sagte er leise und langsam.

Was gibt es?

Eine Deputation wünscht Eure Exzellenz zu sprechen.

Der Minister fuhr auf.

Eine Deputation?

Von Bauern.

Ah —! Woher?

Aus dem Dorfe.

Was will man?

Die Leute wollen es nur Eurer Exzellenz selbst sagen.

Weise sie zurück.

Unter welchem Vorwande?

Vorwand! Ich habe keine Lust, sie zu sprechen.

Die Menschen sind so grob jetzt.

Um so mehr!

Sie schienen zudem aufgeregt zu sein.

Der Minister besann sich einen Augenblick.

Laß sie eintreten.

Der Bediente entfernte sich.

Gleich darauf erschienen drei Bauern im Zimmer.

Der Minister redete sie mit Ruhe, aber nicht ohne den Stolz des Ministers, des Edelmannes, des Gutsherrn, an.

Ihr seid aus meinem Dorfe?

Er legte Nachdruck auf das Wort: mein.

Einer der Bauern führte das Wort.

Ja, gnädiger Herr! antwortete er, ebenfalls ruhig, aber nicht demüthig, auch nicht hochmüthig.

Habt Ihr jemals Klagen über mich gehabt?

Ich wüßte nicht, Exzellenz.

Auch ich wüßte es nicht.

Wir haben auch immer alles geduldig gethan und gegeben, was von uns verlangt wurde.

Habe ich je etwas gegen Recht und Gesetz von Euch verlangt?

Daß ich nicht wüßte.

Oder auch nur gegen die Billigkeit?

Der Bauer schwieg; er schien verwirrt geworden zu sein; das Wesen des Ministers schien ihm zu imponiren.

Ihr schweigt? fragte der Minister.

Der Bauer sah verlegen seine Gefährten an.

Sie nickten ihm Muth zu.

Selbst zu sprechen, dazu schien auch ihnen der Muth zu fehlen.

So recht nicht! stammelte der Bauer mühsam hervor.

Unrecht, unbillig also? Und Ihr habt es mir nie geklagt?

Der Bauer schwieg verlegen.

Was wollt Ihr jetzt von mir?

Die Bauern sahen einander an.

Wollt Ihr klagen?

Ja, Herr!

So sprecht.

Gnädiger Herr, wir haben in unserem Dorfe die Ortsarmen zu ernähren.

Wie jede Gemeinde im Lande.

Es wird uns aber sehr sauer, Herr!

Wie leider gleichfalls jetzt überall im Lande.

Unsere Gemeinde ist selbst arm, und unserer Armen sind viele.

Ich bedaure es.

Und da wollten wir nun —

Wenn Ihr mich um einen Beitrag zu Eurer Armenkasse bitten wollt, so thut es mir leid, Euch nicht helfen zu können. Ich habe meine eignen Gutsarmen zu ernähren.

Ja, gnädiger Herr, das ist es eben, warum wir gekommen sind.

Ihr seid vergeblich gekommen. Wie gesagt, ich bedaure es.

Gnädiger Herr, eigentlich wohl —.

Wer hat Euch hergesandt?

Die ganze Gemeinde. Sie ist versammelt.

Bringt ihr meinen Bescheid.

Die Bauern sahen einander in steigender Verwirrung an.

Ich habe zu arbeiten.

Die Bauern standen zweifelhaft, ob sie gehen oder bleiben sollten.

Ihr seid fertig. Geht!

Die Bauern gingen zögernd.

Tröpfe, sagte der Minister verächtlich, als sie leise die Thür hinter sich zugezogen hatten. Sie haben Recht. Die Leute vom Gute, wenn sie hinfällig werden und sich nicht mehr ernähren können, werden in das Dorf geschickt, und fallen dann der Armenkasse der Dorfgemeine, anstatt der des Gutsherrn zu. Allein der Gutsbesitzer macht es überall so. Und warum

nicht? Das Volk leidet es ja. — Ach, man muß die Leute nur zu behandeln wissen. Man muß ihnen nur imponiren. Wenn nur das freche Gesindel in den großen Städten nicht wäre! Der Bauer ist gutmüthig. Er würde nie eine Revolution machen. Die Aufklärung! Die Aufklärung! Sie macht das Volk zu Revolutionsbestien!

Der Minister begab sich in sein Kabinet, um sich zu dem Morgenspaziergange anzukleiden.

Das Kabinet befand sich neben dem Frühstück-Zimmer.

Es mochte kaum eine Viertelstunde seit seiner Entfernung verflossen sein, als in dem Zimmer der Bediente erschien, dasselbe durchschritt, und leise an der Kabinetsthüre anklopfte. Diese wurde von der andern Seite geöffnet. Der Kammerdiener des Ministers öffnete sie.

Was wollen Sie? fragte der Kammerdiener leise den Bedienten.

Ein Fremder, erwiderte der Bediente ebenso leise, bittet, Seine Exzellenz zu sprechen.

Sein Name?

Er wollte ihn nicht nennen.

Der Kammerdiener verschwand im Innern des Kabinets.

Nach einer halben Minute kehrte er zurück.

Haben Sie dem Fremden nicht bemerklich gemacht,

daß Sie ihn nicht melden dürften, wenn er seinen Namen nicht abgebe?

Gewiß. Er meinte, Seine Exzellenz erwarte ihn, er sei befohlen.

Warum, sagten Sie das nicht gleich?

Ohne eine Antwort auf diese Frage des Vorwurfs abzuwarten, kehrte der Kammerdiener in das Kabinet zurück.

Gleich darauf sah man ihn wieder an der Thür.

Wie sieht der Fremde aus!

Anständig gekleidet.

Wie weiter?

Mit einem schrecklich großen Demokratenbart.

Hm! — Alt oder jung?

Jung noch!

Der Kammerdiener verschwand wieder, kehrte aber rasch zurück, und sagte zu dem Bedienten:

Führen Sie ihn in dieses Zimmer. — Räumen Sie aber vorher ab.

Indem er in das Kabinet zurückging, legte er die Thür nicht völlig an, so daß man durch eine kleine jedoch kaum bemerkbare Oeffnung von dem Innern des Kabinets aus in das Zimmer sehen konnte.

Der Bediente räumte rasch den Tisch ab, und führte darauf einen Herrn herein.

Der Herr war, wie ihn der Diener beschrieben hatte, anständig gekleidet, jung, hübsch, mit einem

Paar klugen, fast verschmitzten Augen, und einem sehr großen, aber auch sehr sorgfältig gepflegten und ihn gar nicht übel kleidenden, glänzend schwarzen Barte.

Der Fremde trat mit einem kecken, zuversichtlichen Wesen ein. Er sah sich bequem im Zimmer umher, warf namentlich einen längeren Blick auf die Zeitungen, die, jedoch geordnet, auf dem Tische liegen geblieben waren, und stellte sich dann, ruhig wartend, an das Fenster.

Nach einiger Zeit erschien der Minister.

Er erschien ganz in jener leichten, sicheren, stolzen und herablassenden Haltung, mit welcher der Vornehme dem Geringeren gegenüber so gern auftritt.

Was steht zu Ihren Wünschen, mein Herr? redete er den Fremden an.

Die klugen Augen des Fremden hatten den vornehmen Herrn schnell gemustert. Er verlor von seinem zuversichtlichen Wesen nichts.

Haben Eure Exzellenz die Gewogenheit, dieses Billet zu lesen.

Er überreichte dem Minister ein verschlossenes Schreiben.

Der Minister öffnete und las es.

Er verzog während des Lesens keine Miene.

Nachdem er es gelesen hatte, und indem er es nachlässig wieder zufaltete und in die Tasche steckte, sagte er, jedoch mit etwas mehr Höflichkeit, zu dem Fremden:

Herr Doctor Edmund?

Der Fremde verbeugte sich.

Mein Name!

Sie kennen meinen Sohn?

Wir sind alte Bekannte.

Er empfiehlt Sie mir.

Exzellenz, Ihr Herr Sohn hat mir Ihre Angelegenheit empfohlen.

Nicht meine.

Ich denke, Sie berührt auch Eure Exzellenz.

Sie berührt das ganze Vaterland.

Der Doctor Edmund verbeugte sich schweigend.

Vorab, fuhr der Minister mit einer gewissen Spannung fort, vorab erlauben Sie mir die Frage, warum mein Sohn Sie nicht vorher bei mir angekündigt hat?

Ich bin nicht im Stande, antwortete der Doctor, Eurer Exzellenz darüber Auskunft zu ertheilen.

Es war jedenfalls leichtsinnig von meinem Sohn.

Sollte der Umstand Eurer Exzellenz Veranlassung zu einem Mißtrauen geben, sagte der junge Mann mit dem großen Demokratenbart etwas gemessen, so würde ich das zwar bedauern, allein nicht um meinetwillen.

Ah, versetzte der Minister höflich, aber doch noch immer gespannt, beinahe lauernd. Ich meine nur, mein Sohn hat den Tag Ihres Eintreffens bei mir wohl nicht bestimmt gewußt?

Unzweifelhaft nicht, war die Antwort des Doctors. Ich komme, setzte er lächelnd hinzu, auf Umwegen hierher, zufällig, auf einer Fußreise, die ich zu meiner Erholung mache.

Das Gesicht des Ministers nahm einen zufriedenen Ausdruck an, als wenn er sagen wollte: Das hatte ich nur wissen wollen!

Er fuhr fort: Ich bitte Sie, ohne Umschweife auf unsere Angelegenheit übergehen zu dürfen.

Wie Euer Exzellenz befehlen.

Sie gehörten bisher zu der demokratischen Partei?

So war es. Exzellenz wissen das aus den Zeitungen.

Nach den Zeitungen würden Sie noch jetzt dazu gehören.

So ist es.

Darf ich um Erläuterung dieser Bemerkung bitten?

Für die Zeitungen, wie überhaupt für die Welt gehöre ich noch ferner der demokratischen Partei an.

Vorläufig?

Allerdings.

Bis die Zwecke ein Abwerfen der Maske bedingen?

Die Zwecke und die Chancen!

Auch die Chancen. Ich zweifle nicht an glücklichen Chancen.

Auch ich nicht.

Ihre Gründe?

Aufrichtig, Exzellenz?

Aufrichtig!

Weil die demokratische Partei — oder vielmehr, da man von einer Partei des Volkes nicht wohl sprechen kann, weil die Demokratie, das Volk, zu brav ist.

Zu brav, mein Herr?

Wenn Eure Exzellenz einen andern Ausdruck wollen, so haben Sie die Gewogenheit, das Wort: brav zu übersetzen mit: ideal, oder noch besser mit: dumm.

Die Uebersetzung ist etwas alt.

Aber nicht aus der Mode gekommen; so wenig wie die Sache. Die Völker sind zu dumm, und das deutsche Volk ist ein Volk — par excellence. Was hat man seit dem März gethan in Deutschland? Wenn Eure Exzellenz die Worte, die inhaltslosesten Phrasen abrechnen, nichts, gar nichts. Man zankt, man streitet, man redet schön, in Berlin, wie in Frankfurt, wie bei uns. Das ist alles.

Und was hätte man nach Ihrer Meinung thun sollen?

Neue Zustände machen.

Mich dünkt, wir leben in nagelneuen Zuständen.

Exzellenz spotten. Wir haben ganz die alten. — Die papiernen Verfassungen hat man noch nicht einmal fertig.

Haben Sie nicht überall volksthümliche, verfassungsmäßige, verantwortliche Ministerien?

Und was haben auch diese gethan?

Was hätten sie thun sollen?

Der Doctor Edmund lächelte.

Zunächst, was man mit Eurer Erzellenz gethan hat.

Das heißt?

Eure Erzellenz jagte man fort. Verzeihen Sie mir den Ausdruck. So hätten die Minister weiter fortjagen müssen: einerseits die sämmtlichen reactionären Offiziere der Armee, andrerseits sämmtliche bureaukratische Elemente des Beamtenthums, von dem ersten Präsidenten bis zu dem letzten Ofenheizer hin.

Das waren die Pläne Ihrer Partei?

Der Entschiedeneren der Partei.

Sie gehörten zu den Führern.

Vor der Welt gehöre ich noch dazu.

Was Sie herzählten, sind Mittel. Der Zweck?

Der Zweck?

Nun?

Ach, Erzellenz, so wie die Mittel Sie nicht überraschten, so wird Ihr klarer Geist auch längst den Zweck erkannt haben.

Ich bitte Sie, ihn auszusprechen.

Die, freilich wenigen Entschiedeneren wollten eine deutsche Republik.

Trotz den dreißig Fürsten?

Wegen ihrer. Der erste Fehler war, daß man im März die Throne stehen ließ.

Mein Herr!

Euer Exzellenz werden es bei Erwägung aller Umstände einsehen.

Reden Sie weiter.

Jenem ersten Fehler sind alle anderen entsprossen.

Es wäre also Unmuth, was Sie von Ihrer Partei entfernt?

Nicht Unmuth. Die volle Ueberzeugung der verlorenen Sache.

Sie glauben sicher an die Möglichkeit der Restauration?

Ich bin fest überzeugt von dem Siege der Reaction, wenn nur — die Reaction will. Und sie muß wollen. Es bleibt ihr keine Wahl. Alle Erscheinungen drängen wieder zum Absolutismus zurück. Ich meinerseits pflege dem Drängen der Geschichte mich nicht zu widersetzen. Exzellenz sehen also, daß ich Ihnen mit voller Ueberzeugung angehöre.

Er verbeugte sich lächelnd.

Mein Sohn, fragte der Minister, hat Ihnen meinen Plan mitgetheilt?

Ich bin in Folge dessen hier.

Sind Sie damit einverstanden?

Die Sache muß großartig aufgefaßt werden. Es handelt sich um Vernichtung der demokratischen, oder eigentlicher, der antiabsolutistischen Elemente. Es gibt dazu zwei hauptsächliche Mittel. Das erste wären Spaltungen in diesen Elementen. Eure Exzellenz werden mir zugeben, daß dieses Mittel von außerhalb jener Elemente gegen sie nicht mehr in Bewegung gesetzt zu werden braucht. Diese selbst setzen es genug in Bewegung gegen sich selbst.

Wie verstehen Sie das?

Sehen Sie nur auf die Demokratie. Jeder einzelne Demokrat hat sein besonderes System der Volksbeglückung. Das hält er für das einzig mögliche, für das untrügliche, für das nothwendige. Er will, er muß es durchsetzen. Er ist sonach der einzige, der unentbehrliche Volksbeglücker. Wer ihm widerspricht, wer ihm entgegentritt, der ist sein Feind, der Feind des Volkes. So ist Jeder der Feind des Anderen.

Sehr wahr. Das zweite Mittel?

Die öffentliche Meinung.

Sie steht für mich in erster Linie.

Der Doctor lächelte wieder.

Eure Exzellenz kennen das aus der vormärzlichen Zeit. Die öffentliche Meinung läßt sich nur gegenwärtig nicht mehr unterdrücken.

Aber bestimmen, mein Herr.

Das ist der Punkt. Es muß eine großartige Oppositionspresse geschaffen werden. Nicht in dem Sinne jener jämmerlichen Blätter, die blos den Regierungen, den Ministerien opponiren, die ein Drittel demokratisch, ein Drittel constitutionell, und ein Drittel nichts sind. Die Presse, die ich meine, muß durch Journale vertreten werden, die alles angreifen, alles zu vernichten suchen, nichts bestehen lassen, mit alleiniger Ausnahme der absoluten Monarchie; die dabei keine Rücksicht nehmen, nicht die allermindeste, kein Mittel verschmähen, selbst nicht den Skandal; die mit der vollsten Siegesgewißheit, oder vielmehr in dem Tone des bereits erfochtenen Sieges, der bereits vollendeten Niederlage des Gegners auftreten. Eine solche Presse muß nothwendig den Sieg erkämpfen, den Gegner zerschmettern, vernichten.

Es gehört Muth zu einem solchen Unternehmen.

Wenig. Die Welt neigt sich dem Klatsch und dem Skandale zu. Sie lebt von Skandal.

Es gehört Geist dazu.

Noch weniger. Ich weiß nicht, ob Eure Exzellenz mir zugeben werden, daß bei abgestandenen Geheimenräthen, die noch gern einen Orden, bei Geistlichen, die eine Zulage haben möchten, bei ägrirten Landjunkern, bei pensionirten Offizieren, bei Gendarmen und Polizeidienern, die mit einem Honorare von

einigen Kreuzern zufrieden sind, bei Bummlern und ähnlichen Leuten, nicht eben besonders viel Geist zu finden ist?

Ich werde das wohl zugeben müssen, antwortete der Minister. Allein was bedeutet die Frage?

Alle diese Leute sollen die Mitarbeiter an der Presse werden, die ich im Sinne habe, meine Mitarbeiter.

Der Minister, trotz seines Ernstes, mußte unwillkürlich lachen.

Welcher Gedanke! rief er aus.

Eure Exzellenz, fuhr der Doctor Edmund fort, werden sich künftig überzeugen, daß man keine geschicktere Organe hätte finden können, um die geheimen, schwarzen Pläne der Demokratie, dieser Partei des Umsturzes und der Anarchie, aufzudecken und vor aller Welt offen zu legen, um zu zeigen, wie diese Partei nur darauf ausgeht, das Königthum, den Besitz und das Eigenthum zu zerstören und zu vernichten.

Wir haben, versetzte der Minister, nicht blos die Demokratie, wir haben, was Sie nicht übersehen wollen, auch den Constitutionalismus zu bekämpfen.

Sehr richtig, Exzellenz; aber zunächst darf nur von der Demokratie die Rede sein.

Das Prinzip der absoluten Monarchie schließt beide aus, in ganz gleicher Weise.

Excellenz werden mir dennoch zugeben, daß man nicht sofort Beide in derselben Weise bekämpfen darf. Zunächst darf nur die Demokratie angegriffen werden. Von der einen Seite, indem man sich nur an die schwarzen, dunklen, geheimen Pläne dieser Umsturzpartei hält, gewinnt man die ganzen, außerhalb der Eingeweiheten der Demokratie stehenden Massen; man regt ihre Phantasie mit entsetzlichen geheimnißvollen Bildern auf; man erweckt dadurch ihre Furcht; man pflanzt ihnen zugleich Schrecken und Abscheu vor den rothen, wüsten, räuberischen Gesellen der Nacht ein. Von der anderen Seite bekommt man die ganze Partei der Constitutionellen zu Bundesgenossen. Man muß sie in der ersten Zeit sogar geradezu als solche zu Hülfe rufen. Die Constitutionellen sehen wohl ein, daß sie Menschen sind, die auf halbem Wege stehen blieben. Der halbe, schwächliche Mensch aber haßt Niemanden mehr, als den Starken, Entschiedenen, der ihn überwältigen und vernichten wird. Er muß ihn fürchten, und fürchtet ihn, und darum haßt er ihn, tödtlich. Die ganze Mittelpartei der Constitutionellen, wenn wir sie schonen, vollends gar wenn wir sie als Bundesgenossen aufrufen, wird das eifrigste, mit uns zur Vernichtung der Demokratie wirkende Element sein.

Ich fürchte Zweierlei, versetzte der Minister. Zuerst, daß wir uns einen gefährlichen Bundesgenossen an

die Schultern fesseln möchten. Der Geist der Weltgeschichte drängt ohnehin in Europa zum Constitutionalismus —.

Erlauben Eure Exzellenz mir, unterbrach der Doctor, diesem Einwurfe sofort zu begegnen. Von einem lebendigen Geiste des Constitutionalismus ist in Europa nirgends die Rede, kann nicht die Rede sein. Denn der Constitutionalismus selbst ist nichts, als eine todte, wesenlose Form, bestenfalls nur eine Zwittergeburt ohne alle Lebensfähigkeit. Es gibt nur Absolutismus oder Volkssouveränetät. Beide neben einander, ganz oder getheilt neben einander, lassen sich vernünftiger Weise nicht denken, viel weniger ausführen. Allein auch abgesehen hiervon, jene halben Menschen sind so schwach und halb, daß der Muth und die Energie keine Sekunde lang Furcht vor ihnen haben können.

Jedenfalls, fuhr der Minister fort, besorge ich dagegen, daß die Constitutionellen, namentlich wenn man sie zu Hülfe riefe, die etwas plump gelegte Falle bemerken würden.

Der Doctor lachte laut auf.

Ach, rief er, diese Sorte von Menschen ist in ihrem Hasse gegen die Demokratie einerseits, und in ihrem Eigendünkel, namentlich in ihrer deutschen Professorenweisheit andrerseits, so unendlich beschränkt

und kurzsichtig, ja geradezu blind, daß sie über das Allernächste nicht wegsehen, daß sie das Allernächste nicht einmal sehen kann. Sie wird meinen, nur das Grab ihrer Feinde zu graben, während sie mit bestem Eifer und Erfolge an ihrem eignen Grabe arbeitet.

Sie haben freilich, gab der Minister zu, lange genug innerhalb der Parteikämpfe gestanden, um die Verhältnisse beurtheilen zu können.

Was nun, sprach der Doctor weiter, die Art des Angriffs betrifft, so ist sie bereits hinlänglich bezeichnet. Unter der entschiedensten Festhaltung des monarchischen Prinzips wird die Demokratie als die eigentliche volksfeindliche Anarchie dargestellt, durch Abhandlungen, durch Beispiele, durch Verfolgung von Personen, besonders der hervorragenderen Persönlichkeiten. Das alles, damit es einen desto lebendigeren Eindruck mache, muß von einem gewissen Cynismus inficirt sein.

Wir wären also einig, Herr Doctor?

Ich schätze mich glücklich.

Ueber die erforderlichen Geldmittel verfüge ich. Mehrere werden beschafft. Setzen Sie sich wegen des Details der Ausführung mit meinem Sohne in Verbindung.

Exzellenz haben mir weiter nichts zu befehlen?

Wollen Sie nicht heute mein Gast sein?

Ich danke. Es könnte mein Incognito gefährden.

Der Doctor Edmund mit dem großen Demokratenbarte verabschiedete sich.

Gleich darauf erschien das Fräulein Amalie in vollem Stadtanzuge.

Die Mutter wartet, sagte sie.

Ich bin bereit, erwiderte der Minister.

Dieser Herr, fragte das Fräulein, stark die Nase rümpfend, war wohl der geheimnißvoll angekündigte Besuch?

Ich hatte gar keinen Besuch, antwortete der Minister bezeichnend, indem er von dem Hute, den der Kammerdiener auf den Spiegeltisch gestellt hatte, ein Stäubchen blies.

Zu Befehl, sagte das Fräulein. Aber so kommt er dort.

Wer?

Das Fräulein hatte aus dem Fenster gesehen.

Der angekündigte Besuch, antwortete sie.

Es kommt —?

Ein Wagen mit drei Herren; eigentlicher drei Herren in einem Wagen.

Der Minister trat in den Hintergrund der Stube zurück, als wenn er von den Ankommenden nicht gesehen werden wolle.

Kennst Du Sie?

Den Bruder Ottomar erkenne ich.

Und die beiden Anderen?

Bei Gott, der Eine ist der kleine Herr von Alten.

Und der Andere?

Ah, pfui!

Nun?

Es ist der rohe Mensch, der Braun.

Braun und Alten? wiederholte der Minister nachdenklicher für sich. Sie haben mit mir nichts zu schaffen. — Indeß, sie operiren gemeinschaftlich mit Ottomar; vielleicht wollen sie gemeinschaftlich Bericht erstatten, oder neue Verhaltungsbefehle einholen.

Aus unserer Promenade wird somit wohl nichts?

Ich meinerseits werde verzichten müssen.

So bitte ich, mir den Herrn von Alten zu überlassen.

Was soll er?

Erzählen. Für Pagenstreiche bin ich zu vernünftig.

Meinetwegen. Ich kann ihn entbehren.

Das Fräulein entfernte sich.

Sie ging nach dem Vorderhause.

Im Flur begegnete ihr die Mutter.

Wohin? fragte sie.

Ottomar fährt so eben auf den Hof, antwortete die Tochter.

Darum eben, versetzte die Mutter, kehre ich in mein Zimmer zurück. Er hat Gesellschaft bei sich.

Wir leben auf dem Lande, Mutter.

Aber nicht außerhalb des Anstandes, meine Tochter.

Doch ohne die Steifheit der Etikette.

Mutter und Tochter gingen an einander vorüber.

Das Fräulein war selbstständig.

Sie trat auf den Hof, als die drei Herren den Wagen verlassen hatten.

Ein frostiger: Guter Morgen war die Begrüßung des Bruders und der Schwester.

An dem Lieutenant Braun ging das Fräulein mit einer kaum halben, aber desto stolzeren Verbeugung vorbei.

Den Herrn von Alten erwartete sie mit einem freundlich befehlenden Blicke.

Der kleine Offizier sprang auf sie zu.

Er war unverändert der Lieutenant von Alten.

Ich rufe Land, meine Gnädige, sagte er.

Sind Sie zur See gewesen, Herr von Alten? fragte Fräulein Amalie kalt.

Ich sehe Sie, mein Fräulein!

Wie fade! Man sieht Ihnen die kleine Garnison, den Umgang mit den Bürgerstöchtern an.

Sie kennen mein Schicksal? Sie haben Notiz davon genommen? Ich Glücklicher!

Sie werden mehr als abgeschmackt.

Das wäre? —

Lassen wir das. Begleiten Sie mich auf meiner Promenade durch den Garten.

Wie bedauere ich —

Mein Vater hat Sie mir abgetreten.

Wie berausche ich mich —!

Kommen Sie.

Sie ging mit ihm in den Garten, während die beiden anderen Herren sich in das Wohnhaus begaben.

Sie kommen in schlechter Gesellschaft, Alten!

Aber zu desto besserer.

Die Antithese ist gut. Sie haben sich in der Provinzgarnison nicht ganz vernachlässigt.

Ich komme oft in die Residenz.

Ah, es ist wahr. Man sagt sogar, Sie seien ein Liebling des Fürsten geworden.

Seine Hoheit will mir wohl.

Sie sind sogar avancirt, ganz außer der Reihe.

Ich bin zum Premierlieutenant befördert.

Verdienstvoller Mann!

Ach, Fräulein, ich war dabei nur so eine Art Jude.

Wissen Sie, daß das eine häßliche Erinnerung ist? — Aber wie so?

Apropos, kennen Sie die saubere Geschichte —?

Bleiben wir bei unserem Gegenstande. In wiefern waren Sie eine Art Jude?

Sie kennen doch die Anekdote von den beiden Kutschern, die im Hohlwege einander nicht ausweichen wollten und nun gegenseitig auf die Juden in ihren Wagen losschlugen?

Es ist eine Fuhrmanns- und Fähndrichs-Anekdote.

Das Volk hatte mich mißhandelt, weil ich Offizier im Dienste des Fürsten war. Anstatt den Abschied zu erhalten, wurde ich befördert. Es war eine Demonstration.

Aber man concedirte doch gleichzeitig dem Volke, indem man Sie in die entfernte Garnison schickte.

Ich stehe im Begriff, in die Residenz zurückversetzt zu werden. Das ist wieder eine Demonstration.

Was sagen die Herren Minister dazu?

Sie ereifern sich köstlich.

Ich denke, sie befehlen jetzt anstatt des Fürsten.

In Militairsachen ist es wenigstens nicht so.

Wäre es nur in Allem nicht so.

Ach, Fräulein, welch' eine unglückliche Zeit ist über uns hereingebrochen, seitdem ich zuletzt das Glück hatte, Sie zu sehen.

Trauerlieder? Haben Sie mir nichts Anderes aus der Residenz mitzubringen?

Vom Hofe nicht.

Sie wollten mir etwas erzählen.

Ich?

Von — von einem Juden.

Ah! Verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit. — Wissen Sie, daß das Fräulein von Ritterholm nicht entführt ist, aber entführt hat?

Ich weiß.

Nicht Herrn von Felsen, den allmächtigen Minister.

Ich weiß.

Auch nicht Herrn von Behr, den —

Er stockte mit geheimnißvoller Miene.

Was ist es mit Herrn von Behr?

Bleiben wir bei unserem Gegenstande.

Zu Ihren Befehlen, Herr Premierlieutenant.

Sie wissen doch, daß Behr Hauptmann geworden ist?

Bleiben wir bei unserem Gegenstande, Herr von Alten.

Es ist Ihnen also bekannt, daß Fräulein von Ritterholm ihren Vater aus dem Gefängnisse entführt hat?

Vermittelst eines großartigen, bisher unentdeckten Betruges.

Unterthänigster Diener! Vollständig entdeckt.

Entdeckt?

Wenigstens klar. Unzweifelhaft.

Ich bin gespannt.

Fräulein von Ritterholm hielt sich in der Nähe der Stadt auf, in welcher ihr Vater gefangen war.

Richtig.

Sie wohnte dort bei der Frau von Reuter.

Fahren Sie fort.

Bei der schönen, geheimnißvollen Frau. Schöner als ihr finsterer Mann, aber auch geheimnißvoller.

Weiter!

Am Tage vor der Entführung war incognito dort der Herr Minister von Felsen.

Felsen?

Felsen — Und —

Und? —

Seine Hoheit der Erbprinz.

Gleichfalls incognito?

Gleichfalls!

Sie setzen mich in Erstaunen.

Ich habe die Ehre, es zu sehen.

Aber ich sehe die Klarheit nicht, von der sie sprachen. Wäre Felsen oder der Erbprinz da gewesen, so wäre die Sache einfach. Die Anwesenheit Beider verdunkelt sie.

Keinesweges. Es ist nur Zweierlei möglich. Entweder der Erbprinz hat den Besuch Felsens vorher gekannt und benutzt; oder Felsen hat seinerseits um den Besuch des Erbprinzen gewußt und die Gelegenheit wahrgenommen.

Jeder, um auf den Anderen den Verdacht zu lenken?

Es liegt das nahe.

Es wären noch mehrere Fälle möglich, mein weiser Herr Logiker. Indeß an welchen von jenen beiden glauben Sie?

O, mein Fräulein, Ihre Frage ist nicht schmeichelhaft für mich.

Verlangen Sie eine Schmeichelei von mir?

Nur, daß Sie mir ein Herz zutrauen, ein Herz, das der Liebe fähig sei.

Ah, Sie sind nicht mehr Fähndrich. Also von Liebe wollten Sie sprechen? Und von wessen Liebe, wenn ich fragen darf?

Sie haben Recht. Es kommt eine zweifache Liebe hier in Betracht.

Zuerst?

Zuerst die des Erbprinzen —.

Zu Fräulein von Ritterholm?

Ach, gnädiges Fräulein, Sie verstellen sich.

Ich verstehe Sie wohl nur nicht.

Sie wissen eben so gut wie ich, von der Liaison zwischen dem Prinzen und der Generalin.

Was wissen Sie davon?

Was alle Welt weiß.

Alle Welt? Ein paar alte medisirende Hofdamen und einige sich langweilende und langweilige Fähndriche. Was weiß denn diese Ihre Welt? Was für Thatsachen kennt sie? Lassen Sie doch einmal hören.

Man hat allerdings nur Muthmaßungen —.

Pfui, Alten, schämen Sie sich, so leichtsinnig über den Ruf einer Frau den Stab zu brechen.

Gnädiges Fräulein sind heute sehr strenge.

Sprechen Sie von der zweiten Liebe.

Herr von Felsen und Fräulein von Ritterholm.

Nun, an welche Liebe glauben Sie?

An Beide, wie gesagt.

Also der Erbprinz und Herr von Felsen gemeinschaftlich hätten jenen Betrug verübt?

Gott bewahre!

Sie sind heute ziemlich unverständlich. Sie sprachen von einer sehr klaren Sache, und theilen mir eine sehr unklare mit.

Ich bin heute sehr unglücklich bei Ihnen.

Woran glauben Sie denn eigentlich?

Der Glaube an die Schuld des Erbprinzen wäre ein sehr unfruchtbarer.

Was folgt daraus gegen ihn?

Daß ich ihn fallen lasse.

Blos darum?

Es sind auch noch andere Gründe.

Sie glauben also an die Schuld Felsens?

Ganz und gar.

Des redlichen, uneigennützigen, festen Felsen?

Des felsenfesten Felsen.

Ihre Gründe?

Ich glaube an die Liebe.

Sprechen Sie wie ein vernünftiger Mensch.

Fräulein, könnte Felsen ein Herz im Busen haben, wenn er der Geliebten das Leben ihres Vaters zu verweigern vermöchte?

Das nennen Sie Gründe?

Dieser eine Grund ist für mich ausreichend.

Auch für Andere?

Dafür lassen Sie mich und meine Freunde sorgen.

Ich? Was kümmern mich Ihre Angelegenheiten?

Vielleicht doch.

Diese?

Der Herr von Behr ist in der Adjutantur des Erbprinzen.

Sie sagen mir nichts Neues. Was soll das?

Herr von Behr theilte das Incogoito des Erbprinzen.

Wann? fragte das Fräulein hastig.

Bei jenem Besuche.

Das Gesicht des Fräuleins verfärbte sich rasch.

Sehen Sie, Herr von Alten, sagte sie, wie man um so mehr Unrecht hat, von einer Verbindung zwischen Frau von Reuter und dem Prinzen zu sprechen!

Ich sehe das nicht.

Der Fähndrich von Alten war klüger, als der Premierlieutenant von Alten.

Was hätte der Fähndrich von Alten vielleicht eingesehen, wenn ich unterthänig fragen darf?

Daß es heißt, dem Erbprinzen einen sehr schlechten, seinen Feinden aber einen desto größeren Dienst erweisen, wenn man seinen Besuch bei der Generalin ausplaudert.

O, sorgen Sie nicht.

Ich wiederhole Ihnen, daß ich in Ihren Angelegenheiten nichts zu besorgen habe.

Das Geheimniß ist wohl bewahrt.

In der Brust von einem halben Dutzend Fähndriche!

Außer Ihrem Bruder, Braun und mir kennt es nur noch Einer.

Der ist? —

Einer unserer vertrautesten und zuverlässigsten Agenten. Er ist es auch, der Felsen gesehen hat.

Meinethalben.

Und Behr.

Sie wiederholen sich. Erzählen Sie mir lieber aus der Residenz.

Vielleicht von der Politik?

O, pfui! Sie sind ja keine Zeitung.

Etwas Anderes gibt es in der Residenz nicht mehr.

Auch dort nicht? Unglückselige Zeit! seufzte das Fräulein.

Auch dort nicht, antwortete der Offizier.

So sprechen Sie denn von der Politik.

Von der Kammer oder von den Volksversammlungen?

Von dem, wo Sie am meisten, oder meinetwegen auch am wenigsten Vernunft gefunden haben.

Dann würde ich Ihnen nichts mitzutheilen haben.

Wie so?

Weil ich in beiden nicht blos nicht mehr oder nicht weniger, sondern gar keine Vernunft gefunden habe.

Was fanden Sie denn?

Narrheit, Thorheit, Tollheit, kurz, alle Gegensätze der Vernunft.

Das scheint interessant zu werden. Erzählen Sie.

Ein Philosoph — der Herr von Behr hat es mir mitgetheilt — Sie wissen, der Herr von Behr hatte studirt. — Ein Philosoph soll einmal gesagt haben: Wenn der Wahnsinn epidemisch wird, so heißt er Vernunft. —

Friedrich Heinrich Jacobi sagte es.

Ei, glücklicher Behr!

Fahren Sie fort.

In der Kammer und in den Volksversammlungen ist der Wahnsinn schon epidemisch geworden. Ich versichere Sie, gnädiges Fräulein, einer Sitzung dieser Volksbeglücker beizuwohnen, ist ein wahrhaft königlicher Genuß.

Die Könige scheinen eben nicht viel Geschmack daran zu finden.

Daran haben die Könige Unrecht. Sie sollten diese Menschen als ihre modernen Hofnarren betrachten.

Diese Narren möchten ihnen sehr gefährlich werden können.

Fürchten Sie das nicht. Dazu fehlt den Leuten gar zu viel.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel alles! Verstand, Muth, Einigkeit.

Sie werden ja auf einmal selbst verständig, lieber Alten.

In der That, eine Compagnie Fähndriche — Sie, mein Fräulein, werden gewiß zugeben oder behaupten, daß eine ganze Compagnie von Fähndrichen eine ziemliche Portion Unverstand zusammenbringen würde —

Eine sehr große.

Wohl! Aber eine nicht so große, wie eine solche Kammer oder Volksversammlung.

Kommen Sie endlich zum Erzählen.

Beschreiben. Zu erzählen gibt es nichts von da. Es fehlt an allen Thatsachen. Ich kann nur beschreiben. Denken Sie sich — um mit den eigentlichen Volksvertretern zu beginnen — einen großen Saal. In der Mitte befinden sich einige erhöhete Sitze; sie nennen sie den Präsidentenstuhl und die Rednerbühne. Zu beiden Seiten sind Bänke. Auf diesen sehen Sie die tollsten Sorten von Menschen sitzen. In allen möglichen Toiletten, nur, Gott sei

Dank, keine Uniformen. Alle mit sehr ernsten Gesichtern, als wenn das Vaterland in der allergrößten Gefahr wäre. Einer tritt auf die Bühne und redet. Sein Gesicht ist noch ernster. Nach seinen Worten fällt das Vaterland morgen in einander, wie eine ausgebrannte Ruine. Er und seine Seite sind die Einzigen in der Welt, die es retten können. Womit? Ja, die Mittel sind verschieden, je nach den Seiten der Bänke, aus denen der Redner gekommen ist. Kam er von der linken Seite, so sind nur Freiheit und Gleichheit, Vertilgung des Adels, der Titel, der Orden und Ehrenzeichen die einzigen Rettungsmittel. Kam er von der Rechten, so kann nur Ruhe und Mäßigung das Land retten. Das Possirlichste ist dabei das Verhalten der Leute auf den Bänken, während Einer spricht. Die beiden Seiten führen unterdessen Krieg. Links schießt und haut und sticht man nach rechts. Rechts wüthet man nach links. Aber Sie dürfen nicht erschrecken. Der Krieg wird nur mit den Augen und mit dem Munde geführt. Doch freilich auch mit Händen und Füßen.

Wie? unterbrach das Fräulein. Man schlägt sich wirklich! Man behandelt sich sogar mit Fußtritten?

Ich hatte, lächelte zufrieden über den Effect seiner Darstellung der Herr von Alten, ich hatte Sie gebeten, nicht zu erschrecken. Mit den Händen

klatscht man nur, und die Füße trommeln nur auf dem Fußboden.

Und wozu das alles?

Um das Vaterland zu retten.

Wahnsinnige Menschen, diese Volksvertreter. Erzählen Sie mir von dem Volke selbst.

Von den Volksversammlungen?

Wie wird es dort erst aussehen!

Gewissermaßen, und wenn überhaupt von Vernunft die Rede sein könnte, vernünftiger. Es fehlt ganz die rechte und die linke Seite. Die Leute sind Alle einig. Darum führen sie auch keinen Krieg gegen einander. Dennoch schießen sie aus ihren Augen wüthendere Blitze und stechen und hauen und schleudern sie vernichtendere Worte, als die Vertreter des Volkes. Auch setzen sie Hände und Füße zum Klatschen und Trommeln viel toller in Bewegung als diese.

Gegen wen, wenn der Gegner fehlt?

Ach, sie gehören zu jenen Helden, die eben gegen den fehlenden Gegner Krieg führen.

Und wer ist ihr Gegner?

Jedermann, der nicht da, der nicht unter ihnen ist. Selbst die Linke der Landesversammlung. Denn sie sind zwar Alle links, aber immer zehn Schritte weiter, als die äußerste Linke der Volksvertreter.

Natürlich, weil sie immer nur mit einem Gegner kämpfen, der nicht da ist.

Darum besteht zwischen den Volksversammlungen und den Nationalversammlungen auch noch ein anderer Unterschied.

Der wäre?

Die letzteren wollen blos Adel, Titel, Orden und dergleichen, höchstens noch als Institut der armen Lieutenants vernichten. Die Volksversammlungen wollen aber zugleich alle Fürsten der Welt vertilgen.

Glauben Sie wirklich, daß der Unterschied besteht?

Wenigstens äußerlich.

Sie sind ein Philosoph geworden, Alten. Man kann jetzt Gefallen an Ihnen finden.

Jetzt?

Werden Sie lange bei uns bleiben?

Wir reisen heute wieder ab.

Auch mein Bruder?

Wir alle Drei.

Sie scheinen dringende Geschäfte zu haben.

Sehr dringende.

Darf man sie erfahren?

Wir revolutioniren.

Ach, ich zittere oft.

Auch für mich?

Es ist ein gefährliches Spiel.

Durchaus nicht. Gefährlich war nur die Polizei. Sie ist ja aber nur für das Volk da.

Für das Volk?

Sie haben Recht. Gegen das Volk. Und da wir nicht zum Volke gehören —.

Er unterbrach sich, indem er lustig fortfuhr: An unserem Agenten, dem wir die Nachricht von jenen ominösen Besuchen bei der Frau von Reuter verdanken, hatte das Volk seine Polizei ausgeübt. Es überlieferte ihn der wahren Polizei. Der Herr Kreisrath ließ ihn zur anderen Thür wieder hinaus.

Was haben Sie heute vor?

Sie werden es heute noch erfahren.

Ein Bedienter bat den Herrn von Alten zum Minister.

Der Offizier entfernte sich mit dem Diener.

Fräulein Amalie von Brunek blieb im Garten.

Sie suchte die entfernteren und dunkleren Partieen desselben auf, eine stille, schattige Allee, enge Gänge zwischen hohen Hecken. Das Gespräch mit dem Herrn von Alten schien ihr reichhaltigen Stoff zu einer Unterhaltung mit sich selbst gegeben zu haben, für welche ihr Stille und Einsamkeit Bedürfniß war. Ihre Unterhaltung mit sich selbst mußte lebhaft sein. Ihre Lippen bewegten sich; ihre Augen funkelten bald glänzend, und starrten bald träumerisch vor sich hin;

ihr Schritt war ungleich, bald rasch, bald langsam, bald ganz einhaltend. Von ihrem Gespräche hörte man nur zwei Worte. Es waren die Namen: Felsen und Behr.

Sie hatte die äußerste Grenze des Gartens erreicht. Sie war seit einigen Augenblicken rasch gegangen. Auf einmal stand sie still. Nicht mehr ihr Inneres, ein äußerer Gegenstand schien sie zu beschäftigen. Sie sah und horchte in die Ferne.

Man hörte das ferne Knarren der Räder eines Wagens. Es war dies ein Geräusch, das allerdings die Aufmerksamkeit der Dame in Anspruch nehmen konnte. Denn dort, woher es kam, war keine offene Landstraße, war nur Waldung.

Das Geräusch kam näher. Man hörte schon das Schnaufen der Pferde.

Das Fräulein stellte sich hinter einen Baum. Sie konnte so die Gegend übersehen, in welcher der Wagen fuhr, ohne selbst gesehen zu werden. Nicht nur der Baum, auch die Grenzhecke der Gartens verdeckte sie.

Der Wagen bewegte sich noch immer im Walde. Zu sehen war er daher nicht. Die Bäume verbargen ihn noch. Zwischen dem Walde und der Stelle des Gartens, an welcher das Fräulein stand, befand sich eine schmale Wiese. Kam der Wagen näher, bis an den Garten heran, so mußte er nothwendig diese Wiese passiren.

Der Wagen kam nicht bis an die Wiese. Er hielt im Walde.

Das Fräulein spähete mit Augen und Ohren nach der Stelle, wo er hielt. Sie war indeß nicht so ausschließlich mit dem, was sie dort erwarten mochte, beschäftigt, daß sie nicht auf ihr Inneres hätte achten sollen.

Sie lächelte.

Bin ich doch neugierig, wie ein Landfräulein, das in die Stadt kommt, sagte sie. Oder hat mich der kleine Mann so aufgeregt mit seinen Nachrichten von geheimen Besuchen und anderen Abenteuern? Oder — setzte sie ernsthafter hinzu — gibt es wirklich Ahnungen?

Gleich darauf lachte sie wieder.

Allein schnell wurde sie wieder ernsthaft, sehr ernsthaft und sehr aufmerksam.

Hinter den letzen Bäumen des Waldes erschien ein einzelner Mann. Er trug eine bürgerliche Reisekleidung. Er schritt auf die Wiese zu. Aber vorsichtig. Bevor er sie betrat, sah er sich nach allen Seiten um. Erst als er nichts bemerkte, was ihm verdächtig erscheinen mochte, wagte er sich ins Freie.

Das Fräulein erkannte ihn.

Sie wurde blaß und roth, fast zu gleicher Zeit. Ihr Herz hörte sie klopfen.

Behr! rief sie, beinahe zu laut.

Der Reisende schritt auf den Garten zu; aber nicht nach der Stelle hin, an der das Fräulein sich befand. Er wand sich zwischen den Erlenbüschen durch, mit denen die Wiese zahlreich bepflanzt war, in schräger Richtung nach der Gegend hin, wo die Hecke des Gartens eine Krümmung machte, und die Allee in gerader Richtung zu dem Wohnhause führte.

Das Fräulein schien schnell einen Entschluß gefaßt zu haben. Sie verließ ihren Platz und die Allee. Sie nahm dieselbe schräge Richtung, in welcher der Reisende ging. Sie gelangte so in jene Biegung der Allee nach dem Schlosse zu. Sie erreichte diese fünfzig Schritte vor dem Reisenden. Sie war durch die Hecke und die Bäume fortwährend vor seinen Augen geschützt.

Als der Reisende die Allee betrat, kam sie ihm, im gedankenvollen Spaziergange, weder ihn, noch etwas Anderes beachtend, entgegen.

Der Fremde stutzte, als er sie sah. Man bemerkte an seinen Bewegungen, daß er unschlüssig sei, ob er umkehren oder weitergehen solle. Die Betrachtung, daß er auf alle Fälle gesehen werden müsse, schien ihn zu dem Letzteren zu bestimmen. Er setzte entschlossen seinen Weg fort.

Das Fräulein, immer mit ihren Gedanken beschäftigt, stieß beinahe auf ihn.

Mein Gott! rief sie erschrocken, als sie vor ihm stand.

Welch unverhofftes Glück, mein Fräulein, sagte der Fremde, indem man ihm den Zwang ansah, womit er den leichten Ton der Galanterie annahm.

Also wirklich der Herr von Behr? Ich täusche mich nicht?

Der arme Behr, dem endlich einmal heute die Sonne wieder leuchtet!

Wie ist mir denn? Ich sehe Herrn von Behr und höre Herrn von Alten?

Auch ihr sah man an, daß sie sich hatte Zwang auflegen müssen, um die leichten Worte und den leichten Ton dafür zu finden.

Der Herr von Behr schwieg.

Seine Gedanken schienen anderswo zu sein. Er sah mit deutlicher Unruhe nach dem Ende der Allee, wo das alte Dach des Schlosses über den Bäumen hervorragte.

Das Fräulein folgte unruhig seinem unruhigen Blicke.

Sehen Sie nach dem Ziele Ihrer Reise? fragte sie, augenscheinlich um einen Faden des Gesprächs verlegen.

Ja, mein Fräulein.

Dem Hause meines Vaters gilt also die Ehre Ihres, wie es scheint heimlichen Besuches?

Ich habe in der That Ursache zu wünschen, daß

mein Besuch bei Ihrem Herrn Vater nicht bekannt werde.

Der Herr von Behr antwortete auf die Frage des Fräuleins, wenn auch mit einer gewissen Unruhe, doch aber auch mit einer Kälte, die auf das Fräulein immer unangenehmer zurückzuwirken schien.

Das Fräulein schien indeß unter allen Umständen über das, was sie zu wissen sich vorgesetzt hatte, völlig im Klaren sein zu wollen.

Sie kommen, fragte sie, in dem Wagen, der dort im Walde hält?

Ja, mein Fräulein.

Er wartet. Sie werden uns also nur eine kurze Freude bereiten?

Mein Auftrag führt mich schleunig zurück.

So habe ich mir Vorwürfe zu machen, Sie schon zu lange hier aufgehalten zu haben. Erlauben Sie, daß ich Ihre Führerin mache.

Sie hob den Fuß auf, um voranzugehen.

Der Herr von Behr blieb stehen.

Mein Fräulein, sagte er, Sie setzen mich in große Verlegenheit. Ich muß leider auf das Glück Ihrer Begleitung verzichten. Ich könnte durch sie der Gegenstand einer Aufmerksamkeit werden, die ich vermeiden muß.

Er sprach diese Worte wieder mit jener gleichsam äußerlichen Unruhe, die unzweifelhaft nur seinem

Auftrage gelten konnte, außerdem aber mit einer Gleichgültigkeit, die das Herz des Fräuleins erstarren zu machen schien.

Sie hörte ihm zuerst mit Spannung, beinahe mit angehaltenem Athem zu. Dann aber erbleichte sie plötzlich. Ihr Busen wogte. Durch ihr Gesicht zog der Ausdruck eines heftigen Schmerzes.

Der Schmerz macht das häßlichste Gesicht interessant, und veredelt das Schönste. Das schöne Gesicht Amaliens von Brunek machte er häßlich. So eigenthümlich war der Ausdruck, der es durchzog.

Er durchflog es aber auch nur. Rasch folgte ihm ein zornmuthiges Aufflammen des Auges, ein entschlossenes Zusammenpressen der Lippen.

Das Fräulein Amalie wußte jetzt, was sie wissen wollte. Sie wußte aber auch, was sie thun wollte.

Wohl, schien das Auge, schienen die Lippen zu sagen. Ist es vorbei, so mag es sein. Aber Du sollst vernichtet werden.

Ah, Herr von Behr, sagte sie zu ihrem Begleiter, der ihre fernere Begleitung zurückwies, Gott soll mich behüten, Ihr Incognito beeinträchtigen zu wollen. Dort ist der Weg. Nehmen Sie sich nur in Acht, daß Ihr Freund, der Herr von Alten, Sie nicht von ungefähr sieht.

Alten ist hier? fragte eben so erstaunt als besorgt der Herr von Behr.

Allerdings. Und wenn er Sie trifft, so möchte er, bei seinem bekannten Interesse für seine Freunde, Sie nicht eher loslassen, als bis Sie ihm haarklein Ihren neulichen Besuch bei der Frau von Reuter erzählt haben.

Hatte das Fräulein auf einen heftigen Eindruck ihrer Worte gerechnet, so hatte sie sich wahrlich nicht verrechnet. Ein gewaltsames Zucken durchbebte den kräftigen Körper des Herrn von Behr. Er flog einen Schritt weit von der kalt und ruhig dastehenden Dame zurück, als wenn sein Fuß plötzlich eine Schlange berührt hätte. Die erloschenen Augen wagte er nicht zu ihr aufzuheben.

Hätte er sie zu ihren Augen erhoben, er hätte darin das Wetterleuchten einer boshaften Freude gesehen.

Bei Frau von Reuter? sagte er, fast mechanisch.

Sie brachten viel Glück dorthin, Herr von Behr. Seine Hoheit und Sie.

Der Herr von Behr fuhr von neuem zurück.

Das Fräulein sprach ruhig weiter. Bringen Sie unserem armen Hause doch auch Glück, Herr von Behr. Dort ist der Weg!

Sie verbeugte sich, kehrte ihm den Rücken zu, und schlug einen Seitenweg ein, der sie in die entgegengesetzte Richtung von der Allee führte.

Der Herr von Behr ging dem Schlosse zu.

Das Fräulein ging noch lange einsam im Garten umher, wiederum bald rasch, bald langsam, bald mit lebhaftem Zucken, bald mit träumerischem Hinstarren der Augen. Einmal glänzte eine Thräne in ihrem Auge. Aber nur eine einzige. Sie trocknete sie rasch. Der Thräne folgte ein unheimlicher Blick der Rache.

Die Glocke, die zur Tafel läutete, rief das Fräulein zum Schlosse zurück. Ihr Gesicht zeigte keine Spur mehr von irgend einer Gemüthsbewegung. —

Die Tafel war beendigt. Der Minister, die Ministerin und das Fräulein hatten, wie gewöhnlich, allein dinirt. Sowohl der Sohn mit seinen Begleitern, als der Herr von Behr hatten vorher ihre Rückreise angetreten; auch das Fräulein hatte sie nicht mehr gesehen.

Der Abend war angebrochen.

Der Minister befand sich allein in seinem Zimmer.

Er ging auf und ab. Er war unruhig. Aber eine andere Unruhe, als die des Morgens, bewegte ihn jetzt. Am Morgen war er besorgt gewesen. Jetzt war er heiter. So hatte er sich auch schon bei der Tafel gezeigt. Er wartete auf etwas. Auch am Morgen hatte er erwartet; aber seine Erwartung hatte einen fast ängstlichen Charakter getragen. Jetzt war sie zuversichtlich, befriedigt.

Es war draußen dunkler geworden.

Der Minister hatte seinen Gang durch das Zimmer eingestellt. Er stand am Fenster und horchte auf jede Bewegung, die sich außerhalb des Zimmers wahrnehmen ließ. Bei einer jeden solchen fremden Bewegung stand er selbst unbeweglich. Sogar den Athem hielt er an.

Der Kammerdiener führte schweigend und ohne vorherige Anmeldung einen hochgewachsenen Mann ein, und entfernte sich sofort wieder.

Der Minister ging dem Manne rasch entgegen.

Der Fremde reichte ihm beide Hände.

Der Minister nahm sie beide, und die vier Hände schüttelten sich.

Fürst! sagte der Minister.

Mein lieber Brunek! war die Antwort des Fürsten Amberg.

So treffen sich zwei Verbannte!

In schwerer, trauriger Zeit!

Die Zeit wird eine andere werden.

Wann? — Wann?

Bald, mein Fürst.

Bald oder nie!

Darum eben bald. Doch lassen Sie mich zuerst fragen, wie es Ihnen geht, mein Fürst? Ich habe seit jenem unglücklichen Tage nur unbestimmte Gerüchte über Sie gehört. Sie waren im Auslande?

Um der Wuth dieses rasenden Pöbels auszuweichen. Auf Befehl des Fürsten. — Ihnen ward ein besseres Loos; Sie durften im Lande bleiben.

In diesem Winkel des Landes! Meine Bauern sind gutmüthig.

Das Volk ist überall gutmüthig, so lange es von den verruchten Aufrührern nicht verführt wird.

Auch Sie haben den Fürsten seit der unglücklichen Katastrophe nicht mehr gesehen?

Wir hatten gleiches Schicksal hierin. Der arme Herr ist ja nicht frei. Ha, Brunek, mir glühet es in den Adern, wenn ich daran denke, wie elende Schufte, gemeines Bürgerpack, den Landesherrn in einer schmählichen Gefangenschaft halten und dieses schöne Land regieren. Es ist eine Qual, eine grausame Qual, da nicht hineinschlagen zu können.

Die Zeit wird kommen. Nur noch geringe Geduld! Ihr Arm wird vollauf zu thun bekommen.

Und nicht müde werden! Bei Gott, er soll nicht ruhen und nicht ermüden, bis die Genugthuung für diese Schmach, bis die Züchtigung eine vollkommene ist. Käme die Zeit nur bald!

Sie wird kommen. Wir haben vorbereitet. Auch der Fürst, trotz seiner Gefangenschaft, ist nicht unthätig gewesen.

Herr von Behr war auch bei mir.

So werden Sie schon Manches erfahren haben. Näheres werden wir heute besprechen.

Es thut uns nur Muth Noth. Das Heer ist brav, zuverlässig. Es wird dreinschlagen.

Jetzt schon?

Es muß. Es wird. Es fehlt nur der Anführer. Im Grunde nur der Befehl.

Wir werden ja sehen.

Das Wort höre ich ungern; Sie wissen das aus alter Zeit. Wer etwas durchsetzen, wer etwas erreichen will, der muß nicht sehen wollen, der muß thun, der muß sehen *lassen* wollen.

Der Mann des Schwertes ist oft zu sehr der Mann der That, und dann der fruchtlosen That. Soll die That Früchte bringen, so bedarf es stets zugleich der ruhigen Erwägung.

Wir bilden Gegensätze, sagte der Fürst Amberg lächelnd.

Und erreichen dadurch gemeinsam das Ziel, erwiderte der Minister. — Doch horch! setzte er horchend, das Gespräch fallen lassend, schnell hinzu.

Der Kammerdiener des Ministers führte leise und schweigend wie den Fürsten Amberg, einen zweiten Herrn in das Zimmer.

Es war ein Mann von mittlerer Größe, gebückter Haltung, bleichem Gesichte, tiefliegenden Augen.

Der Fürst Amberg und der Minister gingen ihm ehrerbietig entgegen.

Der Fürst Amberg faßte die Hand des Eintretenden. Er wollte sie an seine Lippen führen.

Aber der Fremde schlang beide Arme um ihn, drückte ihn an seine Brust und küßte ihn lange.

Dann wandte er sich zu dem Herrn des Hauses.

Der Minister verbeugte sich tief.

Aber auch ihn zog der Fremde in einer herzlichen Umarmung an seine Brust.

O, Hoheit! sagte der Minister, abwehrend und doch glücklich.

Der Fürst richtete sich auf. Er sah Beide an, den Fürsten Amberg und den Minister.

Meine Freunde! sagte er. Amberg! Bruneck! Wie lange habe ich mich nach dieser Stunde gesehnt!

Sein Blick war zärtlich; der Ton seiner Stimme innig, weich.

Diese Stunde ist die glücklichste meines Lebens, erwiderte der Herr von Amberg.

Eure Hoheit, versetzte der Minister, erzeigen mir heute eine Gnade —

O, meine Freunde, unterbrach ihn der Fürst, sprecht jetzt nicht von Ehre, von Gnade. Laßt mich ganz das Glück des Wiedersehens und der Freiheit genießen.

In das Auge des Fürsten Amberg trat eine Thräne des Zorns.

Freiheit! rief er aus. Der Fürst gefangen! In seinem eigenen Lande! Von Buben! O, der Schande, der Schmach! Getrennt von seinen treuesten Dienern, umgeben von Aufrührern, Hochverräthern, Betrügern. O, gnädigster Herr, was haben Sie getragen? Was tragen Sie noch!

Ich trage schwer, sehr schwer, mein Freund!

Werfen Sie die Last von sich, Hoheit. Befreien Sie sich. Befehlen Sie! Ihr Heer ist treu, tapfer!

Meine Freunde, sagte der Fürst, ich bin hierher gekommen, und ich habe Sie, Amberg, hierher bitten lassen, um mit Euch Beiden, meine alten treuen Freunde, die gegenwärtige Lage und die Zukunft zu besprechen. Dem Gefangenen ist die Stunde der Freiheit kostbar. Mir ist kaum eine Stunde zugemessen. Verstohlen, wie ich hierher gekommen bin, muß ich unter dem Schutze der Nacht wieder im Schlosse sein. Nur der brave Behr, mein alter Kammerdiener und ein zuverlässiger Kutscher wissen um meine Ausflucht. Darum laßt uns die Stunde benutzen.

Der Fürst setzte sich.

Auf seinen Wink setzten der Herr von Amberg und der Minister sich ihm gegenüber.

Wir erwarten Eurer Hoheit Befehle! sagte der Minister.

Theilen Sie mir, versetzte der Fürst, zunächst Ihre Ansicht über die Lage mit. Halten Sie sie für eine hoffnungslose?

Hoheit, erwiderte der Minister, die Zeit ist für mich reich, sehr reich an Hoffnungen.

Sie wollen mich aufrichten, Brunek.

Ich spreche meine volle Ueberzeugung aus. Ich wiederhole nur, was ich früher, was ich immer gesagt habe. Ich leugne nicht, daß jene schmachvolle Revolution, wie sie so plötzlich hereinbrach, mich anfangs entmuthigte. Allein mit desto festerer Ueberzeugung sehe ich jetzt einem baldigen völligen Umschlage entgegen. Die früheren Zustände müssen nothwendig in sehr kurzer Zeit zurückkehren.

Ihre Gründe, mein Freund?

Die Natur und die einfache Lage der Dinge. Diese ganze deutsche Revolution war ein Paroxismus. Zudem ein sehr künstlich aufgeregter Paroxismus. Um so größer, um so anhaltender muß die Erschlaffung sein, die natürlich und nothwendig einer jeden Aufregung folgt.

Der Fürst horchte aufmerksam zu.

Der Minister fuhr fort: Die Erschlaffung ist in der That bereits eingetreten. Haben Eure Hoheit die

Gnade, sich umzusehen. Ueberall im Lande finden Sie plötzlich die tiefste Ruhe.

Ich bitte Sie, Brunek, fiel der Fürst ein. Ruhe? Die Straßen der Residenz sehen jeden Tag, jeden Abend nur Unruhe, Skandal, Exzesse.

Ganz richtig, Hoheit, und so wie diese Straßenexzesse der Residenz ein Glück für die Ruhe des Landes sind —.

Sie reden in Paradoxen.

Keinesweges, Hoheit. So wie diese Exzesse ein Glück sind, so sind sie zugleich ein Beweis für die Ruhe, die im Lande herrscht.

Ich bin begierig auf die nähere Begründnng dieses Satzes.

Diese Straßenexzesse werden von einzelnen Ruhestörern, von den Helden der Demokratie, die nur durch Unruhe, durch Anarchie gewinnen, ja existiren können, künstlich hervorgerufen. Daß es nun aber einer solchen künstlichen Unruhe noch bedarf, scheint mir das sicherste Zeichen zu sein, daß eine natürliche Unruhe im Volke nicht mehr lebt. Darum verfehlen diese Exzesse auch ihres Zieles, und sie sind andrerseits, wie ich die Ehre hatte zu bemerken, eine günstige Erscheinung. Sie wecken in dem der Ruhe bedürftigen Volke immer mehr die Sehnsucht nach Ruhe, und also auch immer mehr die Ueberzeugung, daß ein

Regiment, das einen Zustand der permanenten Unruhe nicht zu unterdrücken vermag, ja, das ohne einen solchen Zustand nicht existiren kann, ein faules, ein falsches, ein nichtiges ist. Sie wecken also gerade in dem größeren und besseren Theile der Nation die Sehnsucht nach den alten Zuständen der Ruhe, mithin auch nach dem alten Regimente. Denn zu diesem Theile der Nation gehört alles, was nicht zu jenen Erzessen gehört.

Der Fürst hatte den Worten des Ministers mit steigender Aufmerksamkeit zugehört.

Es liegt viel Wahres in dem, was Sie sagen, erwiderte er. Aber auch eine Erschlaffung, eine Ermüdung dauert nicht immerwährend. Der Mensch gelangt wieder zu seinem normalen Zustande.

Ich könnte, versetzte der Minister, im Gegentheile behaupten, daß vermöge des von mir aufgestellten Prinzips der Ermüdung, auch jene Erzesse bald ein Ende finden würden. Allein was würde aus dem Satze Eurer Hoheit folgen, wenn ich unterthänig bitten darf?

Daß die Unruhe von neuem im Lande um sich greifen würde, und daß Jene, die, wie Sie selbst sagen, nur von der Anarchie leben, zuletzt ihre Zwecke völlig erreichen, und auch die Throne umstürzen würden.

Verzeihen Eure Hoheit meinen Widerspruch. Gerade das Umgekehrte würde eintreten. Diese Exzesse rufen nothwendig die Gegensätze hervor. Vereinzelt, künstlich hervorgerufen, von den schlechtesten Schichten der Gesellschaft verübt, verübt gegen die besseren, fordern sie den ganzen Widerspruch, und somit den ganzen Widerstand der Besseren, mithin fast der ganzen Nation heraus. Darin liegt ihre eigene Unterdrückung, und zugleich die Rückkehr der alten Zustände. Deshalb haben auch die treuen Diener Eurer Hoheit keinen Anstand nehmen dürfen, selbst mit dazu beizutragen, daß die Exzesse im Lande nicht ein zu rasches Ende nehmen.

Ich verstehe Sie nicht, Brunek.

Eure Hoheit dürfen mich hierin nicht verstehen. Ich bitte nur, daß Sie die Gnade haben, mir zu vertrauen.

Sie sagen, meine Freunde wirken für mich?

Eurer Hoheit Diener, ja. Wir wirken. Und wir arbeiten nicht blos hier im Lande. Unsere Verbindungen reichen in die Nachbarländer. Der Solidarität muß eine Solidarität entgegengesetzt werden. Wir arbeiten in ganz Deutschland für die Wiederherstellung des monarchischen Prinzips.

Und Ihre Pläne? Ihre Mittel?

Unsere Mittel sind die Fehler unserer Gegner. Diese vernichten sich selbst so, daß wir nächstens keine

Gegner mehr haben werden. Wir brauchen ihnen in der That nur wenig zu Hülfe zu kommen. Sie selbst werden bald den Tag herbeiführen, an dem es nur gilt, den Sieg bei der Hand zu nehmen, die er freiwillig darreicht.

Ohne Kampf? Sie sehen sehr rosig!

Wahrscheinlich ohne Kampf. Es wird nur eines kühnen Entschlusses, und dieser wird nur einer geringen Vorbereitung bedürfen, durch die Presse, durch Adressen, die man in allen Schichten der Bevölkerung provocirt, durch allmähliges Vorschreiten, durch Uebergänge.

Der Fürst Amberg nahm das Wort.

Hoheit, sagte er, sollte es auch eines Kampfes bedürfen, er ist nicht mehr zu fürchten. Das Heer wird ganz auf der Seite seines Fürsten, auf der Seite der Ruhe, der Ordnung stehen.

Haben Sie den Tag der Revolution vergessen, Amberg? fragte der Fürst.

Wir leben in einer anderen Zeit, Hoheit. Damals hatte man dem Soldaten vorgeredet, und er glaubte es, daß er und das Volk eins seien. Das hat er unterdeß anders erfahren. Wie dieser Enthusiasmus, der nur das Volk kannte, überall verraucht ist, so ist das Heer vollständig von ihm gereinigt. Der Soldat ist gegenwärtig sogar erbittert gegen das Volk.

Er sieht sich vernachlässigt; früher der erste Stand, wird er jetzt von allen Seiten zurückgesetzt, beinahe feindlich angesehen. Er am meisten sehnt sich nach den alten Zuständen zurück.

Ach, meine Freunde, sagte der Fürst, indem er tief aufseufzte, wie wohl thun mir Ihre Worte. Wie doppelt unglücklich wird es mich jetzt erst machen, wenn ich Sie ferner entbehren muß!

Wollen Sie noch immer ein Gefangener bleiben, gnädigster Herr? rief der Herr von Amberg heftig aus.

Kann ich meine Lage ändern? Ich stehe dort, allein, ohne Unterstützung.

Eure Hoheit sind Herr.

Unter jenen Händen?

Es ist empörend!

Hoheit, sagte der Minister von Bruneck, wenn Sie nicht anders befehlen, so stehen Sie nur noch wenige Tage allein.

Der Fürst sah fragend auf.

Machen Eure Hoheit, fuhr der Minister fort, den Versuch, wie weit Sie schon wieder gehen können. Rufen Sie Ihre alten Diener in Ihre Nähe zurück, freilich jetzt nur als Privatpersonen.

Das Gesicht des Fürsten strahlte von Ueberraschung und Freude.

Sie wollten mir wieder zur Seite stehen? sagte er.

Es wird das Glück meines Lebens sein.

Mit Rath und That?

Mit Rath und That.

Auch Sie, Amberg?

O, mein Fürst, kenne ich ein anderes Glück, als Ihren Befehlen zu gehorchen?

Sie glauben also, meine Freunde, an die Wiederkehr einer besseren Zeit?

Unzweifelhaft.

Aber auch nachhaltig? Für die Dauer? Wird der einmal entfesselte Geist der Revolution nicht neue Stürme, neue Krisen herbeiführen?

Das wird nur von den Fürsten abhangen, erwiderte der Minister. Ist die Revolution einmal zu Boden geworfen, so würde sie nur dann sich wieder zu erheben vermögen, wenn sie schwache und uneinige Fürsten fände. Eine feste Allianz der europäischen Fürsten hält sie für immer nieder.

Für immer?

Der Orient gibt das Beispiel.

Der Orient? Welche traurige Perspektive! Wären denn Ruhe und Ordnung nur auf dem Grabe des letzten Rests von Freiheit, von Recht, nur durch völlige Vernichtung alles Besseren im Menschen zu erzielen?

Warum wollen Eure Hoheit in eine ferne Zukunft hineingrübeln? Lassen Sie uns die Gegenwart ins

Auge fassen. Eure Hoheit haben Pflichten gegen Sich, gegen Ihre Dynastie, gegen Ihr Volk, Ihre getreuen, besseren Unterthanen. Diese Pflichten erheischen Schutz, kräftigen Schutz gegen die Wühlereien, gegen die Anarchie der Demokratie. Die Macht, diesen Pflichten zu genügen, befindet sich in Ihren Händen. Wie wollten Eure Hoheit Ihre Pflichten, Ihre Macht von sich werfen?

Sie haben Recht. Sie haben mich getröstet, meine Freunde. Haben Sie Dank. In wenigen Tagen werden Sie mir Ihre Kräfte wieder leihen. Ich werde Sie wieder um mich sehen. Ich werde wieder frei, und wieder unter meinen Freunden sein! Ich werde meine Rechte, meine Macht wiedergewinnen.

Der Fürst war aufgestanden. Er hatte jedes seiner Worte mit steigender Lebhaftigkeit gesprochen.

Er brach plötzlich ab, und ging sinnend im Gemache umher.

Nach einer Pause trat er an das Fenster. Er sah unruhig in die tief dunkel gewordene Nacht. Ein Schauer schien seinen Körper zu durchrieseln. Er suchte an dem finsteren, schwarzen Himmelsgewölbe. Er wurde unruhiger, ungeduldiger. Das Auge starrte lebhafter, durchbohrender, ängstlich in den undurchdringlichen Nachthimmel hinein. Kalter Schweiß trat auf seine Stirn.

Kein Stern? Kein Stern? sprach er zu sich selber, leise, aber heftig, verzweiflungsvoll.

War es ein Stern, den er in dem unendlichen, schwarzen Raume gesucht hatte? Ein Wahrzeichen für das Gelingen seiner Absichten, seiner Pläne? Nur ein einziger Stern in der finsteren Nacht?

Ein heller, blendender Blitzstrahl durchschnitt die schwarze Decke des Himmels. Ein heftiger Donnerschlag folgte unmittelbar.

Der Fürst stürzte bleich vom Fenster zurück.

Ist das die Antwot? rief er, mit dem Ausdrucke tiefen Entsetzens in die Höhe starrend.

Welche Frage hatte er an die ewigen Mächte gerichtet?

Er nahm Abschied.

VII.

Das Revolutionsgespenst.

Es war ein trüber, unheimlicher Herbsttag. Der Himmel war mit einer dichten, undurchdringlichen grauen Decke überzogen. Sie war so dicht, daß das suchende Auge nicht entdecken konnte, in welcher Gegend hinter dieser traurigen Hülle die Sonne ihren Stand habe. Einzelne, noch dunklere, noch dichtere Wolken hatten sich hin und wieder vorgeschoben, besonders nach Westen hin. Sie hingen fest, sie konnten nicht vorwärts, nicht zurück. Die Luft war still, in allen ihren Schichten. Ein dichter Nebel hatte früher ihre unteren Regionen erfüllt. Er war gefallen. Was die Zweige der Bäume davon aufgehalten und aufgesammelt hatten, das tröpfelte noch in unaufhörlichen dicken Tropfen zur Erde nieder.

Wie der Himmel verfinstert war, so war die Erde still. Außer den fallenden Tropfen des Nebels hörte

man kein Geräusch. Die wenigen gelben und braunen Blätter, die noch an den Aesten der Bäume und in dem Gezweige des niederen Gebüsches sich befanden, hingen in ihrer Vereinsamung still und gedrückt herunter. Kein Vogel belebte die Zweige, kein Insekt das verkommene Gras.

Eine verschlossene Kutsche fuhr, von zwei Pferden gezogen, auf der einsamen, in Windungen, durch dichte Waldung sich ziehenden Landstraße. Auf dem Bock saß nur der Kutscher. Im Inneren des Wagens befanden sich zwei Frauen. Sie saßen nebeneinander. Ihnen gegenüber auf dem Rücksitze, lag weniges Reisegepäck.

Beide Reisende waren noch jung. Die Eine, in vornehmer Reisetoilette, war eine schöne Frau in ihren blühendsten Jahren. Die Andere, in der Tracht halb einer Bäuerin, halb einer Städterin der mittleren Stände, war ein schönes Mädchen in der begonnenen Blüthe ihrer Jahre.

Beide saßen still nebeneinander. Man sah es Beiden an, daß ein Kummer, eine Sorge sie drücke.

Der Kutscher hielt.

Er stieg vom Bock, trat an das Wagenfenster und öffnete es.

Der Kutscher war ein alter Mann mit einem jener Gesichter, in denen man Treue und Verschwiegenheit bis in den Tod liest.

Er wandte sich an die Dame in der eleganten Reisetoilette.

Gnädige Frau, wir sind an Ort und Stelle, sagte er.

Schon? erwiderte die Dame, indem eine helle Röthe über ihre Wangen flog.

Auch in dem Gesichte ihrer Begleiterin zeigte sich Unruhe.

Sie machte Anstalten zum Aussteigen.

Sie saß an der Seite, an welcher der Kutscher das Fenster und zugleich den ganzen Schlag des Wagens geöffnet hatte.

Man sah eine eben so edle als reizende Gestalt sich erheben, als das Mädchen aus dem Wagen stieg.

Nachdem sie ausgestiegen war, nahm sie von dem Rücksitze des Wagens ein kleines, in ein weißes Taschentuch zusammengebundenes Päckchen. Es schien ihre Reiseeffecten zu enthalten. Sie setzte es auf die Erde.

Dann wendete sie sich zu dem Wagen zurück.

In ihren Augen standen Thränen.

Sie erhob das schöne, unter den Thränen doppelt schöne Gesicht zu der Dame, die sitzen geblieben war.

Leben Sie wohl, gnädige Frau, sagte sie.

Die Stimme war leise und zitterte.

Heftiges Schluchzen unterbrach sie nach den wenigen Worten ganz.

Das Mädchen faßte nach der Hand der Dame, um sie an ihre Lippen zu führen.

Ich steige aus, sagte die Dame.

Von dem Mädchen unterstützt, verließ sie den Wagen.

Es war eine schöne, köstlich blühende Gestalt.

Sie sah sich zuerst nach allen Seiten um, wie es schien, nicht ohne einige Besorgniß.

Der Wagen hielt am Saume des Waldes, durch den man gefahren war. Hinter ihm war das volle Dickicht der Bäume, die noch zu beiden Seiten hin sich ausdehnten. Vor ihm lag ein sich weit erstrekkendes Weidengestrüpp, durch welches der Landweg, auf dem der Wagen sich befand, in Krümmungen sich weiter zog.

In der Nähe wie in der Ferne war alles still. Man sah weder ein menschliches Wesen, noch eine menschliche Wohnung. Nur in weiterer Ferne zeigten jenseits des Gestrüpps am Horizont sich viele Thürme einer größeren Stadt.

Laß uns noch wenige Schritte zusammen wandeln, sagte die Dame zu dem Mädchen.

Sie ging auf dem Wege voran.

Das Mädchen trat ihr zur Seite.

Wir müssen hier scheiden, Elisabeth, sagte die Generalin Reuter. Ich konnte Dich nicht weiter bringen. Ich muß hier umkehren. Du kennst den Weg zur Stadt; Du wirst ihn allein finden.

Elisabeth Neumann ging schweigend neben ihr.

Der Abschied von Dir wird mir schwer, mein liebes Mädchen, fuhr die Generalin fort. Ich hatte mich an Dich gewöhnt. Du bist so brav.

Elisabeth Neumann hatte vergeblich versucht, ihre Thränen zu trocknen. Bei den Worten der Generalin flossen sie stärker.

Sie machen mir das Herz schwer, gnädige Frau, antwortete sie.

Ein schweres Herz, versetzte die Generalin, macht immer andere Herzen schwer. Aber Dein Herz wird wieder leicht werden.

Sie betonte das Wort: Dein.

Elisabeth Neumann schüttelte still den Kopf.

Die Generalin fuhr fort: Du wirst nun bald in Dein stilles Dorf zurückkehren, und eine glückliche Frau und eine glückliche Mutter werden. Die Stürme, die die Welt bedrohen, werden bis zu Dir nicht mehr dringen.

Das Mädchen fuhr plötzlich auf.

Doch, doch! rief sie.

Die Generalin sah ihr mit Verwunderung in das Gesicht.

Solltest Du —? fragte sie rasch.

Aber eben so rasch schwieg sie wieder. Sie schien nachzudenken, und mit sich selbst zu kämpfen.

Dann fragte sie: Du willst zu Deiner Muhme in der Residenz?

Ich habe ja, antwortete Elisabeth, zur Zeit kein anderes Unterkommen.

Du wirst Deinen Franz sehen? fragte die Generalin weiter.

Ich hoffe es.

Ein Seufzer begleitete die Antwort.

Wirst Du, fuhr die Generalin langsam und mit Betonung der einzelnen Worte fort. Wirst Du sonst Niemanden in der Residenz sehen?

Elisabeth Neumann erbleichte.

Sie antwortete nicht.

Du antwortest mir nicht, sagte die Generalin.

Ein von neuem hervorbrechender Strom von Thränen war die Antwort.

Die Generalin sah das Mädchen mitleidig an.

Elisabeth, sagte sie. Du bist ein starkes Mädchen. Aber ich fürchte, daß in Deinem Herzen ein Leiden sitzt, das dennoch stärker ist als Du.

Elisabeth Neumann schlug zitternd die Augen nieder.

Ich bin Deine Freundin, sagte die Generalin. Deine einzige Freundin jetzt. Fühlst Du kein Bedürfniß, Dein Herz auszuschütten, Rath, Hülfe zu suchen?

Elisabeth blickte schweigend und seufzend nach den fernen Thürmen der Residenz.

Elisabeth, fuhr die Generalin mitleidiger fort. Ich

sehe in Dein Herz, ohne daß Du es mir entdeckst. Höre, mein Kind —.

O, gnädige Frau, fiel ihr das Mädchen ins Wort. Schonen Sie mich. Sprechen Sie nicht weiter.

Sie sah die Generalin flehend an. Sie legte schmerzvoll ihre Hände auf ihre Brust.

Die Generalin achtete nicht auf die Bitte.

Mein Kind, sagte sie. Du mußt klar, völlig klar mit Dir selbst werden, wenn Du nicht zu Grunde gehen willst. Du liebst, Elisabeth. Ich hatte bisher nur Ahnungen, denen ich leider, zu sehr mit Anderem beschäftigt, nicht die volle Bedeutung beigelegt habe. Heute sind sie mir zu einer traurigen Gewißheit geworden. Ich muß das Wort aussprechen. Du liebst einen Anderen, als Deinen Bräutigam. Du liebst —.

Sprechen Sie den Namen nicht aus, schrie das Mädchen auf. Ich flehe Sie an. Ich muß vergehen.

Die Generalin wurde ruhiger.

Ich habe also Recht, sagte sie. Dann habe ich nur noch wenige Worte, nur noch eine Bitte. Höre Mädchen. Ich will nicht den Namen nennen, der allein eine ganze Scheidewand zwischen Dir und seinem Träger ist. Ich will eben so wenig die übrigen Unterschiede der Verhältnisse berühren, die nun einmal einer fortdauernden Harmonie der Herzen in diesem

Leben entgegenstehen. Aber an Eins muß ich Dich erinnern. Unser Vaterland erwarten heftige, furchtbare Stürme. Ich höre schon ihr Rauschen. Ich sehe schon ihr Wüthen und Zerstören. Dem deutschen Manne, der in diesen Stürmen steht, blühet fortan kein Leben des Herzens, der Familie mehr. Ihm drohen nur noch die Schrecknisse des Lebens, Verfolgung, Kerker, Tod. Wohl ihm, wenn er sie nur für sich allein zu tragen hat, wenn ihn nicht die schwerste Last des Mannes drückt, andere geliebte Wesen in sein Verderben mit hineinreißen zu müssen. Hast Du mich verstanden, Elisabeth?

Ich habe, antwortete das Mädchen niedergebeugt.

Nun, mein Kind, so folge mir. Dies ist meine Bitte. Kehre um mit mir. Bleibe bei mir. Ich führe Dich in einen sicheren Hafen der Ruhe. Bleibe bei der Freundin, deren Du bedürfen wirst, die Deiner bedarf.

Die Generalin blieb vor Elisabeth stehen. Sie nahm ihre Hände und sah liebevoll bittend in ihre Augen.

Das Mädchen hielt einen Augenblick, wie mit sich überlegend, die Augen zur Erde geheftet.

Dann antwortete sie kopfschüttelnd: Ich werde ja doch nicht glücklich.

Glücklich, versetzte die Generalin seufzend. Glücklich werden wir Alle nicht. Auch ich nicht! Aber

hier, dort — sie zeigte nach der Residenz — wirst Du zu Grunde gehen.

Auf einmal richtete Elisabeth Neumann sich auf.

In ihren Augen leuchtete ein schönes Feuer.

Mit fester, fast begeisterter Stimme antwortete sie: Auch er geht ja zu Grunde, sagen Sie. Ich will mit ihm zu Grunde gehen!

Die Generalin sah zu dem Mädchen auf, nicht mit Verwunderung, aber mit einem Blicke, in dem sich eine schmerzliche Ahnung mit Bewunderung mischte. Sie bestand nicht mehr auf ihrer Bitte. Sie mochte fühlen, daß sie das nur einem gewöhnlichen Charakter gegenüber noch könne; und einem gewöhnlichen Wesen gegenüber hätte sie wahrscheinlich die Bitte gar nicht ausgesprochen.

Begleite mich zum Wagen zurück, Elisabeth, sagte sie mit trauriger Stimme.

Sie kehrten zu dem Wagen zurück, stumm, ohne ein Wort zu sprechen.

Als sie das Gefährte erreicht hatten, nahm die Generalin beide Hände des Mädchens.

Auch aus ihren Augen fielen Thränen.

Lebe wohl, Elisabeth, sagte sie. Lebe ewig wohl.

Elisabeth konnte vor Schluchzen nicht antworten.

Sie sah nur weinend in das weinende Gesicht der Generalin.

Die Generalin beugte sich zu ihr herüber. Sie drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Lebe wohl, wiederholte sie.

Sie sprang in den Wagen.

Leben Sie wohl! preßte Elisabeth Neumann aus ihrer schmerzlich bewegten Brust hervor.

Sie nahm ihr Bündel von der Erde auf und ging.

Der Wagen drehete um, und fuhr langsam in den Wald zurück.

Ein verhüllter Mann drängte sich mit raschem, aber leisem Gange seitwärts durch das Weidengestrüpp.

Elisabeths Blick fiel auf ihn. Sie erkannte ihn.

Sie fuhr zusammen.

Der Herr von Behr! sagte sie. Welche Widersprüche in dieser Frau!

Als der Herr von Behr an Elisabeth Neumann vorbeigekommen war, verdoppelte er seine Schritte.

Er eilte dem Wagen nach. Der Wagen hielt.

Der Kutschenschlag öffnete sich. Der Herr von Behr sprang hinein.

Im raschen Trabe fuhren die Pferde mit dem Wagen davon.

Elisabeth schritt den Thürmen der Residenz zu, weinend, langsam, gedrückt; dann wieder sich erhebend, mit raschem Gange, mit klarem, glänzendem Auge; dann von neuem den Schmerz ihres Busens ausweinend;

dann von neuem von schöner, freudiger Begeisterung gehoben.

Sie erreichte die äußersten Häuser der Stadt.

Die trübe, traurige Stille der Natur, die auf dem Wege bis dahin ihre Begleitung gebildet hatte, verließ sie auch hier nicht. Die Athmosphäre wurde dicker, beengender, je mehr sie sich der Stadt nahete. Zu neuem aufsteigendem Nebel gesellten sich die schweren Dünste, die den Dunstkreis der größeren Städte zu erfüllen pflegen. Je dicker und trüber die Athmosphäre wurde, desto unheimlicher wurde zugleich die Stille, die bis in die Straßen der Stadt sich fortpflanzte. Von dem Getreibe, dem Geräusch, dem Getöse, durch welche die Nähe einer größeren Stadt in so mannichfacher Lebendigkeit sich ankündigt, vernahm das Ohr gar nichts. Auch dem Auge zeigte sich kein Leben.

Elisabeth Neumann schien wenig oder gar nicht darauf zu achten.

Sie hatte den Platz vor der großen Kaserne der Gardehusaren erreicht.

Der Platz war still, leer, todt. Kein Soldat, kein Pferd bewegte sich darauf.

Eben so still, leer und todt erschien die Kaserne selbst. Das große Portal war verschlossen; keine Schildwache bewegte sich davor. Von allen den vielen Fenstern in der langen Fronte des Gebäudes stand

kein einziges offen. Die hohen Fenster der Offiziers-wohnungen in dem Mittelgebäude waren mit Schlagläden verschlossen. In manchen der übrigen Fenster sah man zerbrochene Scheiben. Eine Spur von Leben erblickte man nirgends. Nicht einmal Wäsche oder gewichste Stiefel oder Reithosen hingen zum Auslüften oder zum Trocknen da.

Elisabeth Neumann blieb auf dem Platze stehen. Sie warf einen stillen Blick zu den Fenstern hinauf, in denen früher das rege Leben der Husaren geherrscht hatte. Es war nur ein kurzer Blick. Sie ging weiter.

Sie nahm ihren Weg nach der Vorstadt hin, die man früher das Pestviertel genannt hatte. Fast am Ende des Platzes, in der Nähe des Weges blieb sie wieder stehen. Sie stand auf der Stelle, wo der Husar Franz von der langen Peitsche des Lieutenants von Alten blutig getroffen und zur Erde geworfen war, wo der Geigenfritz ihn aufgenommen, beschützt und gerettet hatte. Der Kreis, den die Reitbahn hier beschrieben hatte, war noch im Sande zu sehen.

Elisabeth stellte sich mitten in den Kreis. Sie verfolgte seine Peripherie nach allen Seiten. Dann wandte sich ihr Blick dem Inneren des Kreises zu. Es war, als wenn sie die Stelle gesucht hätte, wo der blutende Franz gelegen hatte, und noch die Spuren des Blutes, das dort geflossen war. Es mußte

jedenfalls eine traurige Beschäftigung sein, die sie hier vornahm. Ihre Gestalt war gebeugt, ihre Lippen waren schmerzlich zusammengepreßt. Ihr Auge hing starr und trocken an dem falben Sande. Nicht einmal die Wohlthat einer Thräne schien ihr zu Theil werden zu können.

Sie stand an dieser Stelle lange. Mehrmals wollte sie sich entfernen; aber immer wieder schien etwas sie festzuhalten. Es war als ob Gefühle und Erinnerungen unwillkührlich in ihr auftauchten, deren Gefühle entgegengesetzter Art sich sofort bemächtigen wollen, um sie zu verdrängen, und die dennoch immer wieder ihr Recht behaupteten. Angenehme Gefühle waren jene nicht. Waren es Gewissensbisse? Oder was war es sonst an dieser Stelle, auf der ihr Bräutigam geblutet hatte, was dann sie festhielt, dann wieder sie forttrieb?

Sie ging weiter. Sie kam an das Haus Schraders. Ihr Auge erhob sich zu den grünen Jalousieen des ersten Stocks. Auch in dem Hause war alles leer und still, und hinter den Fenstern und Jalousieen war Niemand zu treffen. Aber das Auge Elisabeths erheiterte sich, als es hinaufsah. Doch nur einen Augenblick lang. Schnell wurde der Blick wieder trübe, und mit einer fast schüchternen Hast schritt sie rasch an dem freundlichen Hause vorbei nach den verfallenen Häusern des Kuhhorns hin.

Im Eingange der gewundenen Straße stand sie eine Minute lang zögernd. Sie sah in die Straße hinein. Die Straße war wie ausgestorben. Sie blickte zu den Häusern empor. Die Häuser standen da wie todte, verschüttete Massen.

In das erste Haus rechts trat sie hinein. Es war das Haus, in dem sie bei Gottfried Beier und ihrer Muhme sich aufgehalten hatte. Auch in dem Innern des Hauses war es still. Es war öde und verfallen wie früher, zur Zeit als der Typhus hier wüthete.

Das Mädchen stieg die Treppe hinauf. Sie trat an die wohlbekannte Thür, die in die Beiersche Wohnung führte. Sie horchte an der Thüre. Sie hörte nichts. Sie drehte an dem Griffe des Schlosses, als wenn sie die Thür öffnen wollte. Sie besann sich wieder, und klopfte an. Sie bekam keine Antwort.

Sie klopfte zum zweiten Male.

Eine weibliche Stimme rief von innen: Herein!

Elisabeth bebte. Ihr Beben zeigte, daß sie eine fremde Stimme gehört hatte.

Sie öffnete die Thür und trat in die Stube.

Sie trat in eine Stube der Armuth, des Elends, der Unordnung, der Unreinlichkeit. Hier wohnte nicht mehr Gottfried Beier, nicht mehr ihre Muhme.

In der Mitte der Armuth und der Unordnung

saß eine alte Frau, zusammengekauert in dem stumpfsinnigen Brüten des Alters in Vereinigung mit dem Elende.

Wohnt Gottfried Beier hier nicht mehr? fragte das Mädchen die alte Frau.

Die Frau mußte sich eine Weile besinnen.

Nein, antwortete sie dann.

Können Sie mir sagen, wo er jetzt wohnt? fragte das Mädchen weiter.

Die Frau besann sich wieder.

Ich weiß es nicht, erwiderte sie nach einiger Zeit.

Das Mädchen warf noch einen Blick auf die alte Frau. Der Blick mochte ihr sagen, daß bei dem Stumpfsinn der Frau ein ferneres Fragen fruchtlos sei.

Sie kehrte um, die Stube zu verlassen.

Unterdeß hatte in das Gedächtniß der Greisin sich ein Strahl halber Erinnerung gesenkt.

In der Stadt soll er wohnen, sagte sie, mehr zu sich, als zu dem Mädchen.

Elisabeth war stehen geblieben.

Die Frau fuhr in gleicher Weise, in Absätzen fort: In der Altstadt, sagen die Leute. Am alten Markte, glaube ich.

Sie schwieg, stumpf und müde vor sich hinstarrend.

Elisabeth Neumann verließ die Stube, das Haus, die Straße. Sie kehrte zurück an der Kaserne, an dem Exerzirplatze, an dem Schraderschen Hause vorbei.

Eine breite Straße führte dort in das Innere der Residenz.

Die Straße gehörte in gewöhnlichen Zeiten zu den lebhaftesten der Stadt. Ein bedeutender Theil des ein- und ausströmenden Verkehrs bewegte sich in ihr.

Heute war sie todt. Still, leer und todt. Kein lebendes Wesen bewegte sich in ihr, soweit das Auge reichte. Kein Laut wurde hörbar in ihr, so weit das Ohr lauschte.

Still wie die Straße, waren zu ihren beiden Seiten die Häuser. Alle Thüren waren verschlossen. Vor den Fenstern lagen die Läden. Keine Gestalt ließ sich blicken. Kein Ton ließ sich vernehmen.

Elisabeth Neumann ging durch eine Einöde.

Die Stille um sie her mußte ihr bisher nicht aufgefallen sein. In dieser Straße schien sie ihr plötzlich unheimlich zu werden. Sie sah sich fragend um, nach den Steinen, den Häusern, den verschlossenen Thüren und Fenstern. Ein Schauer schien ihren Körper zu ergreifen. Was war vorgegangen? Was bedeuteten diese Anzeichen des Todes rund um sie her? Auf allen ihren Schritten? Hier, wo sonst nur das lauteste, das lebendigste Leben herrschte? Nur Ein lebendes Wesen hatte sie gesehen. Und welches? Ein schon halb vertrockneter Körper, ein schon mehr als zur Hälfte zerstörter Geist!

Ein Zittern befiel sie. Wohl ein Zittern mehr der Aufregung und Spannung, als der Furcht.

Sie beschleunigte ihre Schritte.

Sie erreichte das Ende der Straße. Ueberall dieselbe Stille, dieselbe Einöde.

Ein Netz von Straßen breitete sich vor ihr aus. Sie fand nicht mehr Leben. Nur in den Seitenstraßen schlichen einzelne Menschen an den Häusern hin.

Dem Mädchen wurde unheimlicher.

Sie ging in eine der vor ihr liegenden Straßen.

Auf einmal hörte sie in einer Seitenstraße Bewegung. Es war eine lebhafte Bewegung; aber doch eine schauerliche, die geeignet war, das Blut erstarren zu machen.

Aus der Straße stürzten zehn bis funfzehn Männer hervor. Es waren häßliche Gestalten. Ihre Bekleidung bestand aus Lumpen. In den Händen trugen sie Waffen von allerlei Gattung. Sie waren mit Musketen, Pistolen, Säbeln, Lanzen, mit Mistgabeln und anderen Instrumenten bewaffnet. Sie rannten stumm dahin. Kein Laut kam über ihre Lippen. Aber auf diesen blauen aschgrauen Lippen stand ein schmutziger Schauer des Zorns; in ihren erdfahlen Wangen zuckten elektrische Schläge des Ingrimms, und aus ihren rollenden Augen flogen Blitze der höchsten Wuth.

Sie eilten in wüthender Hast an Elisabeth vorbei.

Das Herz des Mädchens erbebte bis auf den innersten Grund, als diese wilden Gestalten sie fast berührten, denen Haß, Rache und Wuth aus jedem Zuge, aus jeder Bewegung hervorleuchtete, und an denen das Schrecklichste das tiefe Schweigen der Wuth war. Nur von ihren Schritten hallten die Straßen und die Häuser wieder. Wenn das Gerippe des Todes klappernd, mit seinen dürren Knochen um Mitternacht durch die stillen Straßen einer Stadt zöge, es könnte keinen eisigeren Eindruck hervorbringen.

Elisabeth setzte ihren Weg fort.

Noch mehrere Male kamen ähnliche Züge bewaffneter, wildaussehender Menschen aus den entfernteren Straßen der Residenz her an ihr vorbeigerannt. Es waren nicht immer blos Männer; selbst Knaben waren darunter. Haß und Wuth leuchteten aus den Augen Aller. Die Männer gingen still. Nur die Knaben waren laut. Sie jauchzten in fast wilder Lust.

Aus einem Haufen sprang ein Knabe auf das einsam gehende Mädchen zu.

Ha! schmucke Dirne! rief er lachend. Willst Du mit uns zum Tanze? Aber wir tanzen den Todtentanz!

Ein älterer Mann, der dem Knaben folgte, stieß ihn vor sich hin. In seinen Augen sah man zornigen Unwillen.

Voran! rief er. Heute, Bursch, ist keine Zeit für schlechte Witze.

Der Knabe eilte beschämt weiter.

Es war ein sonderbares Wesen, das den Zorn der Leute durchzog.

Elisabeth Neumann war mit den Straßen und Plätzen der Stadt bekannt. Um zu dem alten Markte zu gelangen, mußte sie den größeren Theil der Neustadt und den in dieser belegenen Platz vor dem fürstlichen Schlosse durchschreiten.

Es war kaum lebhafter in den Straßen, als sie mehr das Innere der Stadt erreichte. Ueberall noch waren die Thüren und Läden verschlossen, die Fenster bedeckt. Die Züge der Bewaffneten hörten auf. Nur einzelne Menschen schlichen rasch und ängstlich, an den Häusern entlang.

Elisabeth kam an einem großen Gebäude vorbei. Ihr Gang wurde unsicher, als sie es erreichte. Sie schien ihre Schritte beschleunigen zu wollen; sie wurden dennoch, wie wider ihren Willen, langsamer. Sie warf verstohlene, scheue Blicke zu den Fenstern hinauf. Ihr Gesicht wurde von einer dunklen Röthe übergossen.

Das Eingangsthor des Gebäudes stand offen. In dem Innern des Hauses war es lebendig.

Elisabeth Neumann hemmte ihre Schritte ganz, als sie dem Thore gegenüber war. Sie warf einen

Blick in das offene Vorhaus. Die Röthe war von ihren Wangen gewichen. Sie hielt ihren Athem an; ihr Busen wogte unruhig. Sie schien unschlüssig zu sein, ob sie eintreten oder vorbeigehen solle.

Sie ging vorbei.

Aber als sie wenige Schritte weiter gegangen war, kamen Menschen aus dem Hause.

Sie blieb stehen und wandte sich um.

Auch die Menschen, die aus dem Hause gekommen waren, blieben auf der Straße stehen.

Es waren fünf oder sechs Herren. Sie waren in lebhafter, aber leiser und wie es schien, von Aengstlichkeit nicht freier Unterhaltung. In ihren Mienen drückte sich unverkennbar Furcht und Besorgniß aus.

Elisabeth Neumann machte einige Schritte nach dem Hause zurück. Sie kam den Männern näher; sie konnte ihr Gespräch verstehen.

Zwei derselben schienen den Anderen Mittheilungen zu machen; man sah dies an den fragenden Gesichtern der Letzteren.

Einen der Ersteren hörte Elisabeth die Versicherung ertheilen: Der Minister meint es redlich. Wir dürfen nicht daran zweifeln.

Die Stadt, setzte der Zweite hinzu, und mit ihr das ganze Land darf sich beruhigen. Wir werden das auch unsern Committenten, dem Magistrate und

dem Bürgerausschusse, mittheilen. Die Verfassung, die der Fürst uns gegeben hat, enthält alle dem Volke gemachte Verheißungen garantirt, und der Minister hat bei seinem Ehrenworte versichert, daß es der feste Wille des Fürsten sei, sie in allen Stücken zu halten.

Einer der Zuhörenden erwiderte dem Mittheilenden: Aber warum denn diese Octroyirung? Warum diese Gewaltmaßregeln? Dieser Belagerungszustand bei tiefster Ruhe der Residenz und des ganzen Landes.

Warum, mein Freund? War denn mit diesen Demokraten, mit dieser Umsturzpartei anders fertig zu werden?

Garantieen? fragte ein Dritter. Wie kann man Angesichts der Thatsachen noch von Garantieen sprechen? Eine von der Volksvertretung durch Vereinbarung mit dem Fürsten zu Stande gebrachte, von dem ganzen Lande beschworne Verfassung wird plötzlich aufgehoben; eine neue wird an deren Stelle einseitig dem Volke aufgedrängt; die Volksvertreter werden —.

Sie müssen doch gestehen, fiel der erste Redner ein, daß mit jener, leider zu Stande gekommenen, aber von der Umsturzpartei allein, die in der Landesversammlung stets die Majorität hatte, dictirten Verfassung unmöglich zu regieren war. Sie hatte alle Macht der Regierung genommen und in die Hände des Volkes gelegt, des Volks, das stets eine willenlose

Beute unruhiger Köpfe, besitzloser Wühler und hungriger Literaten ist. Nein, meine Herren, lassen Sie uns nicht undankbar sein. Gerade wir, die wir den besitzenden Classen angehören, können zu dem Schritte der Regierung nicht genug Glück wünschen.

Es ist wahr, es ist wahr, sagten mehrere Stimmen.

Nur Einer der Herren schien sich noch nicht sogleich beruhigen zu können.

Wenn nur die Gewaltsamkeit dabei nicht wäre! sagte er.

Aber mit der Gewißheit des Sieges erwiderte ihm der erste Redner: Wie wollten Sie Bösewichtern und dem durch Bösewichter verblendeten rohen Haufen auf andere Weise, als durch Gewalt beikommen?

Nun gut, sagte schon halb beschwichtigt der Gegner. Aber bedenken Sie, diese gewaltsam über den Haufen geworfene Verfassung war angenommen, freiwillig angenommen von denselben Personen, die sie jetzt mit Gewalt über den Haufen werfen.

Auch ich, entgegnete der Andere, hatte mich im ersten Augenblicke hieran gestoßen, und ich machte dem Minister den Einwurf. Allein er erwiderte mir gewiß nicht ohne Grund, daß die Regierung die höhere Aufgabe habe, das Volk zu beglücken. Diese Aufgabe zu erfüllen, sei eine Pflicht, von der gar nichts in der Welt entbinden könne. Zudem habe früher ein

Zustand der Gewalt geherrscht, der keine Verbindlichkeiten erzeugen könne.

Den Zweifler bewegte noch immer ein Rest des Zweifels.

Der Erbprinz, sagte er, hätte die Regierung übernehmen sollen.

Um Gotteswillen, rief der Beruhigende. Wohin denken Sie? In welches Verderben hätte ein solcher Act das Land gestürzt! Sie kennen die Geheimnisse und die Intriguen des Hofes nicht, wie es scheint. Sie würden sonst wissen, daß gerade das, was Sie aussprachen, der Plan jenes unheimlichen Mannes war, in dessen unerklärlicher Gewalt sich leider lange Zeit der Fürst befand, und jetzt wieder der junge Prinz befindet. Wer aber kennt nicht, oder vielmehr wer kennt die geheimnißvollen, unglücksschwangeren Pläne dieses Abenteurers?

Der Zweifler schien endlich befriedigt.

Nun wohl, sagte er. Es sei. Eins ist doch wenigstens gewiß. Die Straßenanarchie nimmt ihr Ende, und der ruhige Bürger bekommt endlich wieder Ruhe.

Ja, Ruhe! Ruhe! riefen Alle.

Und sie gingen weiter, aber mit besorgten, unruhigen Mienen.

Elisabeth Neumann stand noch immer. Sie schien zu ahnen, aber nicht begreifen zu können.

In dem Thore des Hauses erschien ein Bedienter.

Der Mann sah sich etwas ängstlich auf der Straße um.

Das Mädchen trat nach einigem Besinnen zu ihm.

Wer wohnt in diesem Hause? fragte sie.

Der Herr Ministerpräsident Idel! war die rasche Antwort des Mannes, der in das Haus zurückkehren wollte.

Wohnte hier, fragte Elisabeth weiter, aber mit fast ängstlich zögernder Stimme. Wohnte hier nicht früher der Herr von Felsen?

Ja!

Und wo wohnt er jetzt?

Das weiß Gott!

Der Mann kehrte in das Haus zurück, und verschloß das Thor.

Das weiß Gott! wiederholte das Mädchen seufzend. Und jene Frau sagte, er werde zu Grunde gehen! — Er wird! Er wird! Denn auch das Vaterland scheint wieder zu Grunde zu gehen. Und ich mit ihm! Mit beiden!

Sie setzte sinnend und träumend ihren Weg fort. Sie schien auf das, was sie umgab, nicht mehr zu achten, nicht mehr auf die unheimliche Stille der Straßen und der Häuser während ihres Weitergehens, nicht auf das dumpfe Geräusch, das nach einiger Zeit

aus der Ferne herüber tönte, und auf das sie in gerader Richtung zuging.

Sie hatte die Nähe des Schlosses erreicht.

Sie kam dem Geräusche immer näher. Es schien von einem Rennen und Durcheinanderreden vieler Menschen herzurühren. Zuweilen hörte man dazwischen ein Rollen und Fallen von Körpern, manchmal auch die Schläge einer Axt, oder das Aneinanderschlagen von Steinen, oder das Brechen von Planken und Sparren. Auffallend war es, daß das Geräusch, trotz seiner Nähe, immer seinen dumpfen Charakter behielt. Wiewohl man die einzelnen Töne unterscheiden konnte, so hörte man doch nirgends einen einzelnen Ton sich besonders hervordrängen, noch weniger irgend ein lautes Schreien oder Rufen. Wenn, was kaum noch zu bezweifeln war, alles auf einen im Begriff des Ausbruchs stehenden Aufstand der Residenz schließen ließ, so zeigten die wahrgenommenen Erscheinungen eben so unzweifelhaft von der einen Seite eine große Energie der Leidenschaften in den dabei thätigen Personen, wie von der anderen Seite eine durchaus planmäßig angelegte und exakt ausgeführte Organisation der Bewegung an.

Bei der dadurch bekundeten Intensität des Aufstandes mußte es von noch anderer Seite wieder beinahe mehr als auffallend erscheinen, daß man nirgends

Anstalten oder Vorkehrungen gewahrte, ihm zu begegnen. Von Militair war überall keine Spur zu sehen. Freilich konnte man daraus auch auf ein planmäßiges Handeln der Gegenseite schließen, die ihre Kräfte auf einen Punkt zusammengezogen habe, von dem aus sie am wirksamsten dem drohenden Sturme entgegentreten und ihn brechen und vernichten könne.

Elisabeth Neumann erreichte von einer Seitenstraße aus den Schloßplatz.

Sie stand auf einmal unmittelbar vor dem Geräusche, das sie schon aus der Ferne gehört hatte, dem sie immer entgegengegangen war.

Der weite Platz war angefüllt mit Menschen. Tausende von jenen wilden Gestalten waren hier, die vorher in einzelnen Trupps an dem Mädchen vorbeigerannt waren. Zwischen ihnen befanden sich Weiber und Knaben.

Alle waren beschäftigt. Die meisten arbeiteten an dem überall aufgerissenen Steinpflaster und den daraus vor den sämmtlichen, auf den Platz führenden Straßen, sowie den Portalen des Schlosses gegenüber aufgerichteten häuserhohen Barrikaden. Es wurden Steine, Balken, Sparren, Tonnen, Bänke, und ähnliches Material zugetragen, zusammengeschichtet und zusammengezimmert. Vor den Barrikaden an unzähligen

Feuern waren Weiber mit dem Sieden von Wasser in ungeheuern Kesseln beschäftigt. Daneben lagen und huckten Knaben an der Erde und gossen Kugeln.

Alles geschah mit Ruhe, ohne Getöse, ohne Geschrei.

Es war eine entsetzliche, geschäftige, wilde Ruhe, die auf dem weiten Platze herrschte.

Still, todt, ausgestorben lag diesem Treiben das weitläufige Schloß des Fürsten gegenüber.

Das Jahr 1848 hat in Deutschland sonderbare Kontraste im Leben der Fürsten und Völker heraufgeholt.

Das alte Schloß des Fürsten hatte — wie manche andere Schlösser von Fürsten — seit seinem Entstehen, seit Hunderten von Jahren, nur Freudenfeste auf dem weitem Platze gesehen, der sich vor ihm ausbreitete, nur Freudenfeste, von den getreuen Unterthanen gefeiert.

Das Jahr 1848 zeigte ihm etwas Anderes.

Elisabeth Neumann wandte sich von dem Schloßplatze zurück. Sie suchte einen anderen Weg, um zu der Wohnung ihrer Muhme zu gelangen.

Durch eine Menge von Gassen kam sie zu dem alten Markte. Ueberall hatte sie auch hier die Häuser verschlossen, die Straßen leer, oder nur einzelne, ängstlich umherschleichende Gestalten gefunden. Alles Leben der Stadt schien sich auf den Schloßplatz zusammengedrängt zu haben.

Auf dem Markte begegnete ihr ein einzelner Mensch.

Sie erkannte ihn. Sie hielt, als sie ihn erkannte, ihre Schritte an, augenscheinlich unschlüssig, ob sie ihn anreden solle oder nicht.

Das Gesicht des Menschen glühete.

Elisabeth mochte es zuletzt für besser halten, an ihm vorbeizugehen.

Aber auch der Mensch hatte sie erkannt.

Mit einem widerlichen Grinsen vertrat er ihr den Weg.

Elisabeth Neumann! rief er. Wie kommst Du in die Residenz? Und gerade heute?

Ich suche die Muhme, Christoph Beier, antwortete das Mädchen.

Meister Beier, Mühmchen! verwies und verbesserte der Trunkenbold, indem er sich in die Brust warf.

So? sagte Elisabeth halb erfreut, halb zweifelnd. Habt Ihr Euer Geschäft wieder angefangen?

Christoph Beier erwiderte lachend und prahlend: Geschäfte genug! Ach, ich bin jetzt ein gemachter Mann. Ja, ich! Du brauchst mich nicht so verächtlich darauf anzusehen.

So geht es, fragte theilnehmend das Mädchen, auch Eurem Bruder und der Muhme wohl wieder ganz wohl?

Pah, was kümmern mich die? — Aber sage mir, mein Kind, woher kommst Du? Und wohin willst Du?

Ich sagte es Euch schon. Ihr könnt wohl so gefällig sein, mir die Wohnung der Muhme zu zeigen. Sie soll hier am Markte liegen.

Ei, meine Tochter, Du willst zu Deiner Muhme, und Du weißt nicht einmal, wo sie wohnt?

Was fällt Euch dabei auf? In der großen Stadt —

Gibt es heute allerlei zu thun. Ja, ja! Aber sage mir doch, was Du da in Deinem Bündel trägst?

Er warf einen verdächtigen, lüsteren Blick auf das Päckchen, das Elisabeth in der Hand trug.

Dem Mädchen schien das längere Beisammensein mit dem Menschen unheimlich, oder doch unangenehm zu werden.

Meine Kleidungsstücke trage ich darin, antwortete sie. Zeigt mir jetzt das Haus.

Oho, das Haus? Ich werde Dir wohl ein anderes Haus zeigen müssen. Höre Mädchen, Du bist auch eine so verfluchte Demokratin. Ueber Euch geht es jetzt her.

Ihr seid wieder einmal betrunken, Christoph Beier!

Mit diesen Worten wandte sich Elisabeth von ihm ab, um ihren Weg fortzusetzen.

Aber schon hatte der Mensch sie am Arme gefaßt.

Nicht von der Stelle, rief er mit erhöheter Stimme. Du bist eine Landesverrätherin, eine Hochverrätherin. Du stehst mit den Rebellen in Verbindung. Du willst

ihnen Nachrichten von außen bringen. Du hast sie ihnen schon gebracht. Als loyaler Unterthan Seiner Hoheit arretire ich Dich.

Narr, sagte das Mädchen verächtlich.

Mit einem kräftigen Ruck ihres nervigen Armes befreiete sie sich von der entnervten Hand des Trunkenbolds.

Aber in demselben Augenblicke begegnete ihr Zweierlei.

Christoph Beier faßte mit einem plötzlichen behenden Griffe nach ihrem Bündel, und riß es ihr aus der Hand.

An ihrer anderen Hand fühlte sie sich von einer starken, harten Hand festgehalten.

Als sie sich umblickte, sah sie einen zweiten Mann vor sich, den sie gleichfalls nur zu wohl kannte.

Es war der Gendarm Schultze, der ihre Hand hielt.

Elisabeth Neumann erschrack nicht. Aber sie wurde erzürnt.

Bin ich hier, sagte sie, unter Räuber gerathen? Mitten in der Residenz? Bei hellem Tage? Im Augenblicke lassen Sie mich los! Und Ihr, Christoph Beier, gebt mir meine Sachen wieder.

Der Gendarm sah sie sehr freundlich an.

Mein herzliebes Püppchen, sprach er sanft. Ich habe die, allerdings manchmal sehr häßliche Gewohnheit,

eine Hand, die ich einmal gefaßt habe, sobald nicht wieder loszulassen. Du mußt Dich darin schicken, wie leid es mir auch um ein so hübsches und liebes Kind thut. Vor allen Dingen gib mir doch Aufklärung darüber, was meinen lieben und loyalen Freund hier bewogen haben kann, Dich vor aller Welt eine Landes- und Hochverrätherin zu nennen? Du weißt, der Hochverrath ist ein schweres Verbrechen, und so auch der Landesverrath.

Laßt mich, erwiderte das Mädchen verächtlich, mit Euren einfältigen Redensarten in Ruhe, und gebt mich auf der Stelle frei.

Sie bemühete sich, ihre Hand loszumachen. Allein wie viele Kraft sie auch anzuwenden hatte und anwandte, sie befand sich einer stärkeren Kraft, und jedenfalls einer bewunderungswürdigen Geübtheit und Gewandtheit im Festhalten gegenüber. Der Gendarm hatte ihr Handgelenke so sicher gefaßt, daß sie die Hand nicht zu rühren vermochte, und der ganze Arm ihr wie gelähmt war. Ihre Bemühungen, sich zu befreien, waren vergebens. Sie sah es ein, und stand davon ab, auf einen unbewachten Augenblick, oder auf fremde Hülfe wartend.

Der Gendarm lächelte mit einem mitleidigen Seufzer.

Armes Kind! sagte er. Es ist ein Unglück, so festgehalten zu werden. Aber der liebe Gott schickt

nun einmal viel Unglück über seine armen Menschenkinder. Es wird heute noch mehr Unglück in diese schöne Stadt einziehen, und wenn mein theuerer Freund hier mir Dein Verbrechen erklärt haben wird, und ich Dir dann in der Frohnveste ein sicheres Unterkommen werde angewiesen haben, so wirst Du gewiß in Deinem sicheren Aufbewahrungsorte manchen Dank für den so ungerecht verhaßten Gendarmen Schultze zum Himmel senden, der vor allem dem Wirrwarr und Getümmel Dich gerettet hat.

Elisabeth schwieg. Man sah es ihr an; sie achtete sich zu sehr, um zu antworten.

Christoph Beier nahm das Wort.

Du willst wissen, Freundchen, was das Mädchen verbrochen hat?

Elisabeth Neumann unterbrach ihn.

Christoph Beier, sagte sie, schämt Ihr Euch nicht? Seid Ihr so tief gesunken, daß Ihr mit einem Menschen, wie dieser hier, jetzt gemeinschaftliche Sache macht, gar Freundschaft geschlossen habt? Ihr waret ein so ordentlicher Mensch, ein so ehrenwerther Meister, und nun —

Der betrunkene Mensch war nicht betrunken genug, um nicht roth zu werden vor Aerger und Zorn, und vielleicht auch vor Scham.

Halt Dein Maul, Du freche Dirne! fuhr er das Mädchen an.

Der Gendarm aber besänftigte ihn.

Mein geliebter Freund, sagte er mit seiner sanften Stimme, auf dessen Freundschaft ich meinerseits stolz bin, laß Dich das Urtheil der Welt nicht verdrießen. Du aber meine theuerste Tochter, wisse, daß es kein süßeres und zugleich einträglicheres Geschäft gibt, als die Freundschaft. Und nun mein Freund, theile mir mit, was dieses Mädchen, deren schöne Hand so sanft in der meinigen ruhet, verbrochen hat.

Was sie verbrochen hat? versetzte Christoph Beier wichtig. Ich brauche Dir wohl nur das Eine zu sagen, daß diese freche Person die Geliebte des Hochverräthers Felsen ist.

Es war, als wenn ein heftiger Krampf die Glieder des Mädchens geschüttelt hätte. Ihr Auge sprühete Zorn. Ihre Lippen öffneten sich zu einer raschen Erwiderung. Allein das Gefühl der bloßen Verachtung des Elenden gewann bald die Oberhand in ihr. Ihre Lippen verstummten.

Christoph Beier fuhr fort. Was hat sie gerade heute in der Residenz zu thun, wenn sie nicht als Spionin ihres Geliebten hier ist? Sie wird Nachrichten vom Lande haben, von den Zuzügen, auf die das Rebellengesindel rechnet.

Ja, ja, entgegnete der Gendarm. Du bist ein feiner Kopf, Freund Beier! — Und Du, mein süßes

Püppchen, hast Du denn deinem süßen Freunde und ehemaligen Minister, jetzigem Hochverräther, deinen Rapport schon abgestattet?

Elisabeth Neumann schwieg stolz.

Du antwortest nicht? Ach, Süße, Du hast auch Recht; hier auf offenem Markte ist es ein schlechter Platz für ein Verhör. Du weißt doch, daß hier Kriegszustand proklamirt ist? Auf der Wache wird das Kriegsgericht schon besser mit Dir fertig werden. Folge mir, meine geliebte Freundin.

Das Mädchen hatte sich vergebens nach Hülfe, nach Rettung umgesehen. Kein Mensch hatte sich blicken lassen. Sie mußte sich in ihr Schicksal ergeben, wie der Gendarm gesagt hatte. Sie folgte ihm.

Er führte sie in eine Gegend der Stadt, die von der, aus welcher sie gekommen war, in entgegengesetzter Richtung lag. Christoph Beier folgte.

In den Straßen, durch die sie kamen, herrschte Leben. Aber es war nicht das gewöhnliche Leben der Bewohner der Straßen. Es war ein unruhiges Leben des Krieges. Man sah nur Soldaten. An den Straßenecken standen sie auf Wachposten. Durch die Straßen marschirten sie in starken Patrouillen. An einer Kaserne bauten sie Barrikaden und andere Vertheidigungswerke auf.

Ach, meine Liebe, sagte der Gendarm Schultze

unterwegs, in dem Kriegsgerichte wirst Du einen alten Bekannten wiederfinden, wenn ich nicht irre. Der freundliche Herr von Alten wird eine große Freude seines braven Herzens haben, wenn er Dich heute so plötzlich sieht. Du kennst den lieben Herrn doch noch?

Das Mädchen mochte wohl einen leisen Schauder empfinden. Aber sie antwortete nur mit einem gleichgültigen Blicke.

Es wird Manches jetzt vergolten werden, bemerkte Christoph Beier.

Freilich, Du Theurer. Es kommt jetzt eine selige Zeit, erwiderte sein Genosse.

Und, lachte der Andere, die Zeit des Lohnes für unsere Mühen und Beschwerden. Auch wir haben ehrlich gearbeitet für diese Zeit.

Alles mit Gottes Hülfe, Du edler Mensch, wie unser frommer neuer Ministerpräsident sagt.

Dein Gönner.

Darum auch ein so braver Herr! Ja, mein Freund, unser Einer hat bisher gemeint, daß er auch ein frommes und gottseliges Herz habe. Aber gegen solche Herren kommt man doch gar nicht auf. Ich sage Dir, sie haben selbst dann noch Bibelstellen und sind fromm und gottesfürchtig, wenn sie auch geradezu dem Teufel ins Handwerk fallen, mit Verlästerung und Verleumdung, mit Treubruch und mit Eidbruch.

Und in welche tiefe sittliche Entrüstung gerathen sie, wenn so ein Hund von einem Demokraten sich herausnimmt, von Tugend, oder Ehre, oder Volk, oder Treue oder dergleichen zu sprechen. Man wird hingerissen, mein Bester. Die Schändlichkeiten dieser verruchten Partei der Anarchie und des Umsturzes, zu welcher auch das bedaurungswürdige Geschöpf hier an meiner Hand gehört, wird Einem dann so recht klar, und man sieht ein, wie Recht jene frommen Herren haben, wenn sie sich beinahe für eins mit dem lieben Gott halten.

Geigenfritz! rief Elisabeth Neumann mit lauter Stimme.

Sie hatte mit ihren Begleitern die Rückseite eines alten Gebäudes erreicht.

In der Nähe desselben, in einiger Entfernung, bewegte sich die hohe, dunkle Gestalt des Mannes, dessen Namen sie rief.

Der Geigenfritz hörte den Ruf.

Sein Auge sah die Rufende.

Er stürzte auf sie zu.

Christoph Beier nahm mit dem Bündel des Mädchens Reißaus.

Der Gendarm Schultze aber strengte seine Kräfte fast übermenschlich an. Mit einer Gewalt, der Elisabeths Kraft nicht zu widerstehen vermochte, riß

er sie mit sich fort durch ein offenstehendes Thor in das Innere des Gebäudes.

Der Geigenfritz langte zu spät an.

In einem Hause der Residenz befanden sich in tiefem, ernstem Gespräche mehrere Männer. Ihre Mienen waren sorgenvoll, düster. Aber der Blick ihrer Augen zeigte, daß, wie schwere Last auch auf ihr Inneres drücken mochte, der Geist frei und klar geblieben war. Bei den Meisten wenigstens war dies der Fall. Einigen mochte nie ein klarer Geist inne gewohnt haben.

Es hatte Einer das Wort, der zu diesen Letzteren zu gehören schien.

Das Auge des Doctors Adebar glühete, die Adern an seiner Stirn waren dick und blau angeschwollen; sein langes Haar flatterte wild; der zurückgeschlagene Kragen seines Hemdes hing unordentlich um seinen bloßen Hals.

Ich bleibe dabei, sprach er eifrig und mit einer gellenden Stimme, es gibt nur noch Ein Mittel, das Vaterland zu retten, und bei dem ewigen Gott, wir müssen es ergreifen. Die Hydra der Reaction hat ihr Haupt, oder vielmehr ihre sieben oder neun, oder fünfzig Häupter, wieder erhoben, und nur ein Herkules kann ihr das Haupt oder die Häupter zertreten. Ein

Herkules, sage ich. Und was verstehe ich unter einem Herkules? Mit den Volksvertretungen ist es in Deutschland vorbei. Die Landtage, die Nationalversammlungen, die Parlamente vermögen nichts mehr auf deutschem Boden. Die rohe Gewalt herrscht wieder. Und die rohe Gewalt kann nur durch Gewalt zurückgeschlagen werden. Was verstehe ich also unter jenem Herkules, der die freche Hydra der Reaction unterdrücken soll, der allein das vermag? Bei dem ewigen Gott, einen Diktator verstehe ich darunter. Ja, meine Freunde, wir müssen einen großen Mann in Deutschland finden; den müssen wir zum Diktator Deutschlands erheben. Er muß mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ausgestattet werden. Sein Erstes muß sein, daß er alle Parlamente und Nationalversammlungen nach Hause schickt, und das ganze deutsche Volk in die Waffen ruft, für die Freiheit.

Der Redner mußte einhalten, um Athem zu schöpfen.

Jeder in der Gesellschaft hatte ihn mit den offensten Zeichen der Ungeduld angehört.

Die Pause, die er machte, wurde sofort von einem jungen Manne benutzt, ihn zu unterbrechen.

Meine Herren, sagte der Assessor Classen, nicht ohne einen Zorn, den er nicht ganz zu unterdrücken vermocht hatte. Sie Alle werden einsehen, daß solche

Reden uns in unserer wichtigen Berathung nicht weiter fördern können. Ich begreife überhaupt nicht, wie man gegenüber der brennenden Gefahr rings um uns her, noch solche Sachen vorzubringen nur wagen mag.

Was bringt ein deutscher Doctor und Professor nicht alles vor, wenn er nur gelehrt spekuliren und schön reden kann! warf der Herr Schrader ein, indem er sein ernstes, bekümmertes Gesicht zu einem Lächeln zwang, das trotz dieses Zwanges schmerzlich genug ausfiel. Sein Humor schien ihn auch in diesem Augenblicke nicht verlassen zu haben.

Der Doctor Adebar war über die Unterbrechung entrüstet geworden.

Meine Herren, rief er, Sie dürfen nicht urtheilen, bevor Sie mich zu Ende gehört haben. Und ich bin noch lange nicht am Ende. Ich sprach von einem Diktator für Deutschland. Wir müssen ihn sofort erwählen, in dieser Stunde noch. Wir müssen uns umsehen nach einem großen Manne in allen deutschen Gauen —.

Aber zum Teufel, Herr, unterbrach ihn der Assessor Classen, so nehmen Sie doch Vernunft an. Sehen Sie denn nicht, um was es sich handelt? Leider erhebt die Reaction ihr Haupt in ganz Deutschland wieder. Aber hier handelt es sich darum, der Reaction in unserem engeren Vaterlande das Haupt zu zertreten,

und zwar noch heute, in dieser Stunde. Wie wollen Sie uns da auf einen Mann vertrösten, von dem Sie noch nicht einmal wissen, ob er in der Welt existirt, den Sie noch erst in allen deutschen Gauen mit der Laterne suchen müssen?

Der Doctor Adebar schrie lauter und gellender. Was geht mich Ihr enges Vaterland an? Diese unsere engeren Vaterländer sind eben das Unglück unseres Gesammtvaterlandes. Ich bleibe dabei —.

Schrader war aufgestanden. Er trat zu dem Doktor.

Indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, sagte er sehr ruhig zu ihm: Du hast Recht, Adebar. Aber sprich morgen weiter, wenn Dich bis dahin die fürstlichen Kugeln nicht getroffen haben.

Der Doktor Adebar schwieg, wie ein gehorsames Kind.

Zum Diktator schien er sich nicht zu eignen.

Schrader wandte sich zu der Gesellschaft.

Meine Freunde, sagte er, laßt uns zu unserer Frage zurückkehren, von der wir abgekommen waren. Der Sturm droht jeden Augenblick den Ausbruch. Das Volk will nicht nachgeben, es will den Kampf aufnehmen. Vergebens haben wir versucht, die Wahrscheinlichkeit eines unglücklichen Ausganges ihm vorzustellen. Es fragt sich, ob wir, die wir bisher an der Spitze der ehrenwerthen Bestrebungen der Volksbewegung gestanden haben, an diesem Kampfe Theil

nehmen sollen oder nicht. Hierüber, meine Freunde, wolle Jeder seine Ansicht aussprechen. Hieran wolle aber auch Jeder sich halten.

Hatte Schrader und mit ihm die Gesellschaft geglaubt, die Berathung auf den richtigen, fördernden Weg zurückgeleitet zu haben, so hatte man sich geirrt.

Eine hohle, dumpfe Stimme lösete die gellende Stimme Adebars ab.

Ich habe das Wort, sprach ein kleiner, hohläugiger und hohlwangiger Mann. Ich muß es aber zuvörderst gebrauchen, um zu protestiren, zu protestiren im Namen des gesammten großen deutschen Vaterlandes. Mein Freund Adebar hat Recht. Aber er hat das Rechte nur halb ausgesprochen. Parlamente sind jetzt Unsinn. Nur ein Diktator kann das Vaterland retten. Aber der Diktator darf nur das Mittel sein. Bevor wir ihn hinstellen, müssen wir erst den Zweck klar hinstellen, für welchen wir ihn wollen. Und dieser Zweck ist kein anderer, kann und darf kein anderer sein, als die einige und sociale deutsche Republik. Diese Republik und mit ihr die Vertilgung aller Fürsten müssen wir noch heute, hier, in dieser Stunde, dekretiren und ausrufen. Wir müssen dabei zugleich noch mehr dekretiren, die direkte, von den Urversammlungen des Volks ausgehende Gesetzgebung, die Verbrüderung aller Völker der Erde, für die Freiheit, für die Re-

publik. Das muß unser Panier sein. Nur wenn wir dem Volke eine solche Idee klar und lebendig hinstellen, können wir es begeistern für den Kampf, können wir aber auch zugleich darauf rechnen, daß jene verblendeten Tyrannensöldlinge zu einer besseren Einsicht kommen und sich auf unsere Seite stellen werden. Nur unter solchem Panier. —

Dem Assessor Classen war der Faden seiner Geduld wieder gerissen.

Allmächtiger Gott, rief er zornig dem Redner zu. Mensch, ist es denn jetzt Zeit, Deine Redeübungen aus den Volksversammlungen wieder vorzubringen? Magst Du Recht haben mit Deinem Diktator, mit Deiner Republik, mit allem, was Du uns vorgeschwätzt hast, ist das denn aber heute, in diesem Augenblicke, im Angesichte des entbrennenden Kampfes, etwas Anderes als Unsinn, als der jämmerlichste, elendeste Unsinn? Ich bitte Euch um des Himmels willen, laßt uns endlich einmal zur Sache kommen.

Ein schlichter Bürger, ein Mann mit einem verständigen und kräftigen Gesichte, nahm das Wort.

Meine Herren, sagte er, darum bitte auch ich. Es handelt sich hier um Trost, um Beistand für das arme Volk. Aber ich habe hier leider noch kein einziges tröstliches Wort vernommen. Von einem Zurückweisen des Volks ist jetzt keine Rede mehr. Der

Kampf ist einmal unvermeidlich geworden. Und wer, meine Herren, hat ihn unvermeidlich gemacht? Wir geringeren Leute haben immer vorhergesagt, was jetzt gekommen ist. Wir waren stets mißtrauisch. Wir waren immer der Meinung, daß das alte Regiment wiederkehren werde. Wir haben immer gewarnt. Aber die Herren, die am Regiment waren, hatten stets nur Mahnungen zum Vertrauen und zur Geduld für uns. Unterdeß ist die Gewalt uns wieder über den Kopf gewachsen. Die Frage, meine Herren, ist jetzt nur die, wollen Sie noch ferner mit dem Volke zusammengehen, oder wollen Sie es jetzt, auf seinem schweren, todtbringenden Gange allein, im Stiche lassen?

Es erhob sich ein anderer Mann. Es war ein Mann, dem der Gram tiefe Furchen in das kräftige Gesicht geschnitten hatte.

Sie haben Recht, sprach er zu dem Bürger, der geredet hatte. Wir sind es, die das Volk in diesen verzweiflungsvollen Kampf hineingetrieben haben. Wir durch unsere Schwäche, durch unsere Halbheit. Ich klage mich selbst hier an, ich selbst mich am meisten.

Der Bürger unterbrach ihn.

Wären Alle gewesen, wie Sie, Herr Felsen, so stände es besser mit uns. Auch Sie haben immer genug gewarnt. Aber Sie standen allein, Sie und Herr Schrader. Aber ein anderer Mann des Volkes,

den ich jetzt hier nicht sehe, trägt die meiste Schuld. Er war es, der immer nur Nachgeben verlangte, der immer Vertrauen hatte, der nie die wachsende Reaction sehen wollte. Sie Beiden waren gegen ihn und seine Anhänger in der Minderheit. Er trägt die Hauptschuld des Verderbens.

Es ist wahr, erwiderte Felsen, der Graf Arensberg hat durch seine Nachgiebigkeit uns immer weiter gedrängt. Er glaubt sogar in diesem Augenblicke noch an Freiheit, und wir sehen ihn daher nicht in unserer Mitte. Er hat sich von uns ab- und den Constitutionellen zugewendet. Aber ihn trifft nicht die alleinige Schuld. Ihn trifft keine größere Schuld als namentlich mich. Auf mich, ich darf, ich muß es hier sagen, vertraute das Volk am festesten, mir folgte es am willigsten. Mich, mich trifft die größere, die schwerere Schuld. Es ist eine beklagenswerthe Schuld, die Tausende ins Verderben führt, das Vaterland von neuem elend macht. Ja, meine Freunde, unsere schöne, große Sache ist verloren, Deutschland geht aufs neue dem Absolutismus entgegen. Die Fehler, die wir hier gemacht haben, sind in dieser Zeit überall in Deutschland gemacht. Die Reaction hebt überall ihr Haupt wieder empor. Das Volk aber ist erschlafft. Sein Enthusiasmus ist nach kurzer Frist wieder verraucht. Seiner kräftigen Erhebung ist sehr bald die

Gewalt gefolgt. Und ich fürchte, es wird dieser Ohnmacht noch lange erliegen, bis andere furchtbare Katastrophen es wieder zur Thatkraft drängen, und ihm die Freiheit dauernd bringen.

Der schlichte Bürger unterbrach Felsen abermals. Ich glaube das nicht, Herr, sagte er. Wohl weiß ich, daß ein Volk eine Revolution nicht über Nacht macht, daß es die Freiheit nicht mit der Schlafmütze einfangen kann. Aber ein Volk, in dem der Geist der Freiheit einmal wach geworden ist, kann nie wieder ganz und auf die Dauer unterdrückt werden.

Gebe Gott das, erwiderte Felsen. Eins ist klar, unsre Sache ist jetzt verloren. Sie wird jetzt überall in Deutschland besiegt werden; auch hier, heute an diesem unglücklichen Tage. Es ist ein vergeblicher Kampf, den das Volk unternimmt. Es wird darin unterliegen, entsetzlich, blutig unterliegen. Aber, meine Freunde, es ist ein unvermeidlicher Kampf. Wir hören das nicht nur von allen Seiten versichern. Es kann auch, wie ich das Volk kenne, nicht anders sein. Die Masse ist einmal wild bewegt. Die Flammen schlagen bereits zu hoch, als daß sie noch zu löschen wären. Das Feuer muß ausbrennen; es muß sich aufzehren in seinem wilden, furchtbarem Kampfe. Das Volk geht seinen letzten Gang für seine Sache. Der Gang ist ein unglücklicher, ein

blutiger. Und wer hat es dahin gedrängt? Ich habe es gesagt, meine Freunde. Ich werde auch auf diesem letzten Gange von dem Volke nicht lassen. Ich kann es nicht. Ich konnte nicht mit ihm siegen; ich werde mit ihm fallen. Das ist meine Pflicht; das ist mein Entschluß.

Felsen hatte mit Ruhe, ohne Leidenschaft, fast ohne Lebhaftigkeit gesprochen.

Seine Worte machten dennoch einen tiefen Eindruck auf die Versammelten.

In jedem Gesichte las man Trauer, Schmerz.

Schrader trat zu Felsen. Er drückte seine Hand.

Kommen Sie, mein Freund, sagte er. Ich gehe mit Ihnen.

Wir gehen Alle! riefen Alle.

Die kräftigen Männerfäuste schüttelten einander.

Die Augen sahen nicht mehr schmerzvoll vor sich hin. Es leuchtete Muth und Begeisterung in ihnen.

Kommt, meine Freunde! rief Felsen.

Alle brachen auf.

Als Felsen aus der Thür schreiten wollte, sah er zwei Personen vor sich stehen, deren Anblick seinen Schritt hemmte.

Elisabeth! rief er überrascht.

Elisabeth Neumann stand vor ihm, und neben ihr der alte Geigenfritz.

Du hier, Mädchen? In dieser Stunde? In diesem Augenblicke?

Das Mädchen stand sprachlos vor ihm. Sie schien das Wort nicht finden zu können, das sie ihm zu sagen hatte.

Das Volk hat sie befreiet, sagte der Geigenfritz. Ein paar Buben hatten sie fortgeschleppt. Das Volk hat sie ihnen entrissen.

Du heute hier, Elisabeth! wiederholte Felsen, und man konnte zweifelhaft bleiben, ob in dem Tone der Worte und in dem Blicke, der sie begleitete, mehr eine traurige oder eine erhebende Ahnung sich aussprach.

Elisabeth Neumann erhob ihre Augen zu ihm. Sie hatte sich gesammelt. Sie sah klar und milde zu ihm auf.

Ich bringe Ihnen Grüße von Elise, sagte sie. Sie sprach, es seien ihre letzten Grüße an das Leben.

Ein Zug des Schmerzes durchfuhr das Gesicht Felsens. Diese letzten Grüße sollten den letzten Schmerz in seiner Brust angeregt haben.

Sie ist fort? fragte er.

In eine neue, unbekannte Welt, die allen ihren Freunden und Lieben für alle Zeiten unbekannt bleiben soll.

Du hast sie begleitet?

Ich war bei ihr, so lange ihr Fuß noch die vaterländische Erde berührte.

Du treue Seele!

Elisabeth blickte mit glänzendem Auge in das Auge Felsens.

Felsen, sagte sie, auch Sie sind treu geblieben, treu dem Volke, treu dem Versprechen, das Sie mir einst in der Stunde der Gefahr gaben.

Treu? wiederholte Felsen mit einem traurigen Blicke. Ist nicht auch Schwäche Verrath? Mädchen, ich hatte auf meine Schultern eine schwere Last geladen. Sie war zu schwer für mich. Ich hätte es fühlen sollen, bei Zeiten. Ich hätte die Last von mir abwälzen sollen, auf stärkere Schultern; oder ich hätte mich selbst mit mehr Kraft waffnen sollen. Ich behielt die Last, ich blieb schwach. Ich habe dadurch Theil genommen an der Schuld, die dieses brave Volk jetzt den brudermörderischen Kugeln und vielleicht auf lange Zeit wieder, der Unterdrückung, der Knechtschaft entgegentreibt.

O Felsen, erwiderte ihm das Mädchen, wenn Sie sich Vorwürfe machen wollen, wie könnte dann noch ein Mann in Deutschland sein Haupt erheben dürfen? Das Volk ist stolz auf Sie. Und habe ich nicht so eben noch vernommen, und noch mehr geahnt als vernommen, wie Sie Ihr Versprechen ganz lösen wollen?

Was hättest Du geahnt? fragte Felsen rasch.

Felsen! Sie gehen jetzt wieder in eine Gefahr, in eine andere, in eine größere, als damals. Lassen Sie mich wieder an Ihrer Seite sein.

Elisabeth!

Ich bitte Sie. Sie gelobten mir einst Dankbarkeit. Jetzt —.

Mädchen, Du bist ein schwaches Weib.

Das schwache Weib rettete Sie.

Nein, Elisabeth, mein Platz kann nicht der Deinige sein. Du hast nichts zu büßen, nichts zu sühnen.

Auch Sie nicht. Sie wollen nur die verlorene Sache, das Unglück des Volkes nicht überleben.

Es ist Vieles, was mir das Herz schwer, zu schwer macht. Dein Herz ist leicht, frei. Du wirst glücklich sein.

O Gott, glücklich! — Felsen, ich verlasse Sie nicht.

Felsen kämpfte mehrere Sekunden mit sich selbst. Er wollte augenscheinlich etwas aussprechen, wofür er die Worte nicht finden konnte.

Du wirst mich verlassen, mein Leben gehört dem Volke, sagte er mit gepreßter Stimme.

Ich weiß es, antwortete ihm ruhig und mit einem klaren Blick das Mädchen.

Elisabeth, mich erwartet vielleicht, wahrscheinlich der Tod.

Sprechen Sie die Wahrheit, Felsen, sagte Elisabeth, indem sie ihn mit demselben klaren Blick ansah. Der Tod erwartet Sie gewiß.

Nun denn —.

Sie suchen ihn.

Mädchen, Du hast eine große Seele.

Und doch wollen Sie mich so klein, so elend machen, indem Sie mich von sich stoßen!

Felsen schwieg. Er kämpfte mit sich selbst, aber diesmal nicht um Worte.

Felsen, fuhr Elisabeth entschlossen fort. Sie wollen sterben. Ich sehe in Ihre Seele. Ich sterbe mit Ihnen.

Elisabeth! —

Ich muß!

Welch ein Ton, in dem das Mädchen diese zwei kurzen Worte sprach! Sie schüttete ihr ganzes Herz darin aus, Liebe, Treue, Schmerz, Entschlossenheit, Begeisterung.

Und sie öffneten das Herz Felsens.

Aus seinen Augen wich der Vorwurf gegen sich selbst. Es füllte sich mit einer erhabenen Freude, mit einer edlen Wollust. Mit Liebe, mit Treue, mit Begeisterung blickte er in ihr liebendes, treues, begeistertes Auge.

Du Edle! rief er. Komm an meine Brust.

Er nahm ihre beiden Hände.

Der Körper des Mädchens zitterte bei der Berührung.

Er drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Es war ein keuscher, ein heiliger Kuß.

Wir sind einander geweihet! sagte er.

Sie umschlang ihn mit ihren beiden Armen.

Sie weinte heftig.

Sie weinte Thränen der Liebe, des Glücks.

Geweihet zum Tode! rief sie.

Sie trocknete ihre Thränen. Ihr Auge blickte wieder klar; sie stand stolz, muthig, wie eine Siegerin da.

Stolz und muthig stand Felsen an ihrer Seite.

Ihre Blicke lächelten einander Seligkeit zu.

Der alte Geigenfritz stand vor ihnen, wie ein Hoherpriester des Alterthums, dem längst vermoderten Grabe entstiegen, um den schönen Bund zweier Herzen zu segnen.

In der Ferne fiel ein Kanonenschuß. Der schwere Schall dröhnte dumpf durch den dicken Nebel, der die Luft erfüllte.

Das Signal! sagte der Geigenfritz. Die Truppen rücken in die Stadt. Der Kampf beginnt. Fort!

Fort zum Kampfe! Fort zum Tode!

Alle Drei eilten fort.

In dem Reiche der Natur bewegt sich alles nach bestimmten Gesetzen. Es ist dies in dem Reiche der körperlichen, wie der geistigen Welt so. Aber es besteht ein wesentlicher Unterschied bei beiden. In dem Reiche der Körper haben diese Gesetze einen ewigen allgemeinen Kampf der einzelnen Körper gegen einander zur Folge. Es ist das bellum omnium contra omnia. Dieser Kampf ist ihr Wesen. Er bringt zuletzt die allgemeine Harmonie des körperlichen Weltalls hervor. In einem ununterbrochenen Kampfe mit einander liegen die Elemente, welche die Erde bilden. Das Wasser führt Krieg gegen die Erde; das Feuer verzehrt das Wasser; das Wasser wiederum das Feuer. Einen ewigen Krieg führt gegen einander alles Gethier, das die Erde bewohnt. Jede Art ist feindlich gegen die andere, jede einzelne Art bekämpft und verzehrt sich unter einander. Ja, die Weltkörper sogar führen den gegenseitigen Krieg. Wandeln sie auch fort in ihren Bahnen nach unwandelbaren Gesetzen, seit Jahrtausenden, seit unberechenbaren Millionen von Jahren; es findet dennoch ein Anstoß zwischen ihnen statt, eine gegenseitige Vernichtung. Manche Revolutionen in dem Gebiete der Welt- und Himmelskörper kennt der menschliche Geist bereits aus der früheren Zeit; manche andere hat er berechnet, eben aus und nach jenen großen Gesetzen ihres Daseins und ihrer Bewegung.

Diese Kämpfe, diese Kriege, diese Revolutionen

erhalten die äußere Welt. Das Gewürm lebt, indem es das Geflügel, das Geflügel, indem es das Gewürm verzehrt; das vierfüßige Thier lebt von beiden, und dient wieder einander sich zur Nahrung, zum Mittel seiner Existenz. Der Kampf der Elemente ist die Bedingung zum Dasein und Leben aller lebenden Wesen. Nur durch sie, durch die von ihnen hervorgebrachten großartigen Revolutionen, ist unsere Erde geworden, wie und was sie ist. Wer wollte zweifeln, daß auch der Kampf jener Himmelskörper ein ersprießlicher, ein erhaltender, ein nothwendiger sei?

Und der Mensch?

Der Mensch ist ein sittliches, er ist aber auch ein sinnliches Wesen.

Als sinnliches Wesen steht er mitten in jenem Kampfe Aller gegen Alle. Er muß mitten darin stehen. Er ist der Beherrscher dieses Kampfes, soweit dieser Kampf die ausschließlich der Erde angehörigen Kräfte betrifft; denn er ist der Beherrscher dieser Kräfte. Alles Irdische, die ganze Erde mit allem, was ihr an sinnlichem, an körperlichem Material angehört, dient dem Menschen. Es dient ihm, indem er es beherrscht. Er beherrscht es aber nur, nachdem er es bekämpft und besiegt hat. Ihm dient alles Gethier, ihm dienen alle Elemente, aber nur durch ewigen, durch allgemeinen Kampf.

Und der sittliche Mensch? Der Mensch gegenüber dem Menschen?

So weit die Geschichte, so weit die Sage reicht, wir finden einen ununterbrochenen, einen ewigen Kampf der Menschen gegen die Menschen. Die Geschichte der Religion aller Menschen beginnt mit Kampf, mit Krieg, mit Mord des Menschen gegen den Menschen. Nur ein unvermeidlicher, unverlierbarer rother Faden zieht sich durch die Geschichte aller Länder, aller Völker, von ihrem Ursprunge bis zu ihrem letzten Tage. Es ist der Kampf, es ist der Krieg, es ist der Mord des Menschen gegen den Menschen.

Und dieser Kampf des Menschen gegen den Menschen hat das sittliche Element des Menschen zu seiner Triebfeder, zu seiner Grundlage. Er ist nicht ein Produkt der körperlichen, sinnlichen Existenznothwendigkeit; er hat zu seiner Basis lediglich die innere geistige und sittliche Natur des Menschen, sein sittliches Willens- und Begehrungsvermögen, seine Leidenschaften. Er ist seinem innersten Wesen nach kein sinnlicher, er ist ein sittlicher Kampf.

Und auch dieser sittliche Kampf des Menschen gegen den Menschen, wäre eine Nothwendigkeit, eine Naturnothwendigkeit, eine Nothwendigkeit der geistigen, der sittlichen Natur des Menschen?

Er ist ein allgemeiner. Er besteht, so lange der Mensch und seine Geschichte besteht. Er ist entstanden mit dem Menschen. Kain erschlug den Abel. Er wüthet noch am heutigen Tage.

Aber der erste Mord des Menschen gegen den Menschen war ein Brudermord. Und was ist der Krieg noch am heutigen Tage?

In dem sittlichen Wesen des Menschen ist nur Ein höchstes Prinzip begründet, nur Eine Nothwendigkeit: Die Liebe.

Die Menschheit geht nicht zurück. Sie schreitet in einem ewigen geistigen und sittlichen Entwicklungsgange voran.

Auch der Hader, der Streit, der Krieg wird aufhören. Die Liebe wird die feindseligen Leidenschaften besiegen.

Nicht durch äußerliche Institutionen; nicht durch erdachte, erfundene, gemachte Einrichtungen mit erträumten Erfolgen. Aber durch das klare, durch das siegreiche, durch das naturgemäße, bewußte Hervortreten des sittlichen Prinzips im Menschen. Was vermögen künstliche und lose Vereinigungen und Verbindungen? Was vermag jenes erkünstelte allgemeine Völkerschiedsgericht? Kann es, wenn das sittliche Bewußtsein, wenn die Herrschaft des sittlichen Prinzips fehlt, seinen Urtheilssprüchen auf eine andere Weise Nachdruck und Geltung verschaffen, als wiederum nur durch Gewalt, durch Kampf, durch Krieg? Auch die Rechtssprüche unserer bürgerlichen Gerichtshöfe können ja nur durch Gewalt, durch Krieg im Kleinen, in Wirksamkeit gesetzt werden.

Wenn das Rechtsbewußtsein nicht mehr ein blos formales, sondern zugleich das sittliche Bewußtsein und als solches allgemein sein wird, dann hat der Krieg aufgehört zu existiren.

Und diese Zeit wird kommen.

Ja, der Krieg wird aufhören; der Krieg für die gemeinen Interessen und Begierden; der Krieg für die Religion; der Krieg für die Nationalitäten und zu allererst der Krieg für die Dynastieen. —

Die Massen des Volkes auf dem Schloßplatze hatten sich nicht gelichtet. Sie waren dichter geworden.

Sie standen geordnet, in kampfeslustigen Reihen. Sie standen schweigend, aber unverzagt. Man hörte kein Schreien, kein Lärmen, kein Toben in den Reihen. Aber man sah desto mehr blitzende Augen, desto mehr vom Zorne zusammengepreßte Lippen.

Aus der Ferne ertönte Gewirbel der Trommeln. Es kündete den Feind an.

Und dieser Feind waren die Söhne desselben Landes, dessen Söhne auf dem weiten Platze standen, sie zu empfangen, sie zu empfangen als Angreifer, als Angreifer in einem Kampfe auf Leben und Tod.

Von allen Seiten ertönten die Trommeln. Von allen Seiten strömten die Truppen herbei. Herbei nach dem freien Punkte, dem Schloßplatze, wo der Vernichtungskampf aufgenommen werden sollte.

Wohl war es eine große Masse, die hier zusammen=

hielt; zu groß, viel zu groß, wenn man das Elend erwog, das der Haß, der Zorn, die Leidenschaften der Tausenden, die sich hier begegnen sollten, sich gegenseitig bereiten würden. Aber es war ein Häuflein, ein geringes Häuflein gegenüber den Massen von Truppen, die von allen Seiten heranrückten.

Das Volk hatte sich auf vereinzelte Kämpfe in einzelnen Straßen und Plätzen nicht einlassen wollen. Das Militair des Fürsten hatte nur einen kleinen, entlegenen Theil der Stadt besetzt und außerdem seine Stellung außerhalb der Residenz gehabt. Der Fürst selbst hatte die Residenz verlassen und sich zu den Truppen begeben. Der Schloßplatz war geräumig genug, die gesammte kampffähige und kampfmuthige Menge zu fassen. Er war zugleich der geeigneteste Platz der Stadt, auf welchem ein Angriff mit einiger wahrscheinlichen Aussicht auf Erfolg aufgenommen werden konnte. Er bildete einen Halbkreis, dessen gerade Linie das fürstliche Schloß ausmachte, und dessen beide Enden auf dieses Schloß stießen. Auf den Schloßplatz mündeten mehrere Straßen; die Mündungen waren mit Hülfe fester Barrikaden sehr wohl zu vertheidigen. Ein Ueberfall im Rücken konnte nicht befürchtet werden; er hätte nur vom Schlosse aus stattfinden können. Das Schloß selbst war aber vom Volke besetzt, und es konnten überdies von dessen Rückseite Truppen nur über einen Teich hineingelangen, dem es aber durchaus an Fahrzeugen fehlte.

Der Wirbel der Trommeln kam näher.

Er übertäubte jedes andere Geräusch der sich Nahenden.

Er betäubte nicht den Muth, nicht die Kampfeslust des harrenden Volkes.

Der Wirbel der Trommeln hörte gleichzeitig in allen zu dem Platze führenden Straßen auf, in einer Entfernung von ungefähr anderthalb hundert Schritten von den Barrikaden. Er machte anderem, weniger lautem, aber das Herz desto mehr zusammenschnürendem Geräusche Platz. Man hörte von allen Seiten, in allen Straßen das Nahen der Truppen. Man hörte den festen, geschlossenen Tritt des Fußvolks; man hörte den Schall der Hufe von unzähligen Pferden; man hörte das dumpfe Rollen der Kanonenwagen, von deren schwerem Drucke auf das Steinpflaster die Mauern der Häuser zu beiden Seiten der Straßen erzitterten.

Man hörte alles deutlich in der tiefen, lautlosen Stille, die auf dem Schloßplatze herrschte, und die Töne, die man hörte, waren um so mehr geeignet, auf die Phantasie und auf die Leidenschaften zu wirken, als der dichte Nebel, der immer mehr die Luft verfinsterte, von allem dem, was die Töne verursachte, nichts wahrnehmen ließ. Man sah weder die Soldaten, noch die Pferde, noch die Kanonen.

Ein lautes, sich vielfach wiederholendes Halt

hemmte plötzlich und fast zu gleicher Zeit das Anrücken der Truppen.

Es war eine furchtbare Stille, es war die Stille des herannahenden Todes, die in den Straßen und auf dem Platze herrschte.

Wie manches Herz, wenn es auch so eben noch freudig und muthig geklopft hatte, mochte in diesem Augenblicke bebend an die Rippen schlagen. Dicht gegeneinander standen die Feinde; Brüder, Väter, Söhne, und doch Feinde, Feinde auf Leben und Tod; durch den Raum weniger Schritte getrennt, getrennt, ohne sich zu sehen und zu hören, aber mit jedem Pulsschlage das sichere, das unvermeidliche, das blutige und vernichtende Zusammenstoßen erwartend.

Eine rauschende, eine triumphirende, eine jubelnde Musik erscholl. Sie erscholl in allen Straßen, aus Hunderten von Hörnern, Trompeten, Pauken und andern Instrumenten der militärischen Musik.

Fürchterlicher Gedanke; grauenvoller Wahnsinn des Hasses, der Wuth! Die wuthzischende Schlange, den wuthschnaubenden Löwen sänftigt man durch die Töne der Musik. Den Menschen wird dadurch in die Schlacht getrieben, zum wuthzischenden Stürmen, zum wuthschnaubenden Schlagen des Bruders gegen den Bruder!

Welcher Mißbrauch der edelsten Kunst!

Die Musik ertönte fort, immer rauschend, immer triumphirend, immer jubelnd.

Die mittlere der Straßen, die zu dem Schloßplatze führten, war die breiteste. In ihr konnte das Militair seine meisten Streitkräfte entwickeln. Auch die Volksmacht hatte dort ihre stärksten Vertheidigungswerke. Von dort aus konnten am leichtesten Befehle nach allen Seiten ertheilt werden. Die Führer der beiderseitigen Streitmassen hatten dort ihre Stellung.

Während die Musik schwieg, kam von der Spitze des Militairs ein Offizier mit einem weißen Tuche an die Barrikade zu Ende dieser Straße herangeritten.

Er machte Halt wenige Schritte vor der Barrikade.

Ihn empfing das lautlose Schweigen des Platzes.

Bethörtes Volk, sprach er mit lauter Stimme. Euer gnädigster Fürst und Landesherr fordert Euch auf, sofort die Waffen niederzulegen, Euch ungesäumt ruhig nach Hause zu begeben, und in schuldigem Gehorsam zu erwarten, was Seine Hoheit gegen Rebellen beschließen wird. Den Verführten unter Euch wird die milde Gnade Seiner Hoheit nicht fehlen; aber nur bei sofortiger Unterwerfung. Werdet Ihr den rebellischen Kampf aufnehmen, so ist Euer Aller Loos das Verderben. Wählt, Unterwerfung und Gnade den Verführten, oder vergeblichen Kampf gegen eine dreifache Uebermacht und Vernichtung Aller.

Der Offizier schwieg.

Auf der Mitte der Barrikade stand Felsen; an seiner Seite stand Elisabeth Neumann.

Felsen wandte sich um nach der Menge, die sich hinter ihm befand.

Er sprach mit seiner kräftigen Stimme nur das Eine Wort: Wählt!

Aber da brach der Sturm los, der sich so lange, so viele Stunden verschlossen hatte. Der Zorn brach los, der Haß, die Wuth, die Verzweiflung.

Kampf! riefen Tausende von Stimmen, riefen alle Männer, die auf dem Platze waren, riefen die Weiber, riefen die Knaben.

Kampf! Kampf!

Der Ruf dauerte eine Minute. Dann herrschte wieder die Stille des Todes.

Felsen wandte sich zurück zu dem Offizier.

Sie haben, sagte er mit ruhiger Stimme, die Antwort des Volkes vernommen. Bringen Sie sie Ihrem Befehlshaber.

Aber nun, rief er auf einmal lauter, und seine Stimme klang weit hinein in die Straßen, in die Reihen der Soldaten, weit und klar, und stark und vernehmlich. Aber nun ein Wort an Euch, ihr Soldaten, die Ihr kampfbereit uns gegenüber stehet. Brüder, die Ihr mit Euren Brüdern, Söhne, die Ihr mit Euren Väter kämpfen wollt, wisset Ihr, wofür Ihr kämpfen wollt?

Von allen Seiten ertönte der doppelte Schall der Trommeln und der Musik. Er übertönte die weiteren Worte Felsens.

Das laute Kommando der Befehlshaber des Militairs zum Vorrücken gegen die Barrikaden erscholl dazwischen.

Der Kampf begann. Er begann mit allen seinen Schrecknissen.

Fest und muthig standen in der vordersten Reihe Eduard Felsen und Elisabeth Neumann. Die Kugeln der Feinde flogen von allen Seiten um sie her. Sie standen unerschrocken. Felsen ertheilte seine Befehle. Elisabeth zeigte, daß sie aus früheren Tagen noch nicht vergessen hatte, mit dem Gewehre umzugehen.

Die volle Todesverachtung und der Eifer des Kampfes schienen über sie gekommen zu sein. Ihre Hände, ihre Wangen waren gebräunt von dem Pulverdampfe. Aber ihre Augen glänzten von einem wunderbaren Feuer.

Auch Felsens Augen glänzten von einem leuchtenderen Feuer, wenn er in die Augen des Mädchens blickte.

Auf einmal erbleichte jener Glanz in den Augen Elisabeths Neumann. Sie sah starr, mit Entsetzen in die Straße hinein.

Die kämpfenden Truppen waren von dem Volke zurückgeworfen. Das Volk war vorgedrängt.

In vollem Galopp kam eine Abtheilung Husaren auf die vordrängenden Reihen losgestürmt.

Das Volk zog sich zurück.

Die Husaren verfolgten es.

Der Offizier, der sie kommandirte, feuerte die Soldaten an.

Voran, rief er. Hauet ein! Schießt sie nieder! Laßt die Hufen der Pferde sie zertreten!

Es war der Lieutenant von Alten, der so rief.

In der vordersten Reihe ritt ein bleicher Soldat. Er hatte das Pistol in der Hand; aber er hatte es noch nicht abgeschossen.

Ihn erblickte Elisabeth Neumann.

Sie verlies ihren Platz. Sie warf sich in die Reihen des Volks. Sie durchbrach sie.

Sie stand in der ersten Reihe; sie stand unmittelbar vor den Pferden der Husaren. Sie stand unmittelbar vor dem bleichen Husaren.

Franz! rief sie. Franz, Franz, was beginnst Du?

Felsen war dem Mädchen gefolgt. Er hatte vergebens sie zu erreichen, zurückzuhalten versucht.

Endlich stand er an ihrer Seite.

Gebt Feuer! Gebt Feuer! schrie der Lieutenant von Alten.

Gib Feuer! flog er auf den bleichen, starren Franz ein.

Franz, hierher! rief Elisabeth Neumann.

Ich erschieße Dich, wenn Du nicht Feuer gibst! rief der Lieutenant von Alten.

Der Husar hatte seine Sinne verloren.

Er drückte sein Pistol ab, blind, unbewußt.

Elisabeth Neumann fiel. Die Kugel hatte ihre Brust getroffen.

Felsen fing sie auf in seinen Armen.

Dem ersten Schusse folgte wildes Schießen zu beiden Seiten.

Eine zweite Kugel traf die Brust Felsens.

Er stürzte hin; mit ihm fiel das Mädchen, das er in seinen Armen hielt.

Der Kampf zog sich in die Straße hinein.

Elisabeth Neumann schlug die Augen auf.

Mit dem gebrochenen Blicke des Todes sah sie den sterbenden Freund an ihrer Seite.

Wir sterben, Felsen! sagte sie freudig.

Auch er öffnete das Auge.

Wir sterben zusammen, sagte er.

Er suchte ihre Hand. Er drückte sie in der seinigen.

Sie legte sich näher an seine Brust.

So, so wollen wir sterben, mein Freund!

Ja vereint; unsere Herzen gehörten ja schon längst einander.

In Treue zu dem Volke!

Und zu uns, meine Geliebte!

Ihre Hände umschlangen sich fester.

Ihre Augen lächelten einander noch zu, als die Nacht des Todes sie umdunkelte.

Ein hoher Mann mit schneeweißem Haar schritt hinter den Barrikaden hervor.

Er trat an die beiden Leichen.

Seine Augen wurden feucht.

Er bückte sich nieder zu den Leichen.

Mit riesiger Kraft hob er sie auf. Zuerst die des Mädchens, dann die Felsens. Er legte sie auf seine Schultern. Er bedurfte keiner fremden Hülfe dabei.

Das Volk kehrte von der Verfolgung der Husaren zurück.

Das Revolutionsgespenst! riefen Hunderte bei dem Anblicke des alten Mannes mit den beiden Leichen.

Der Geigenfritz drehete sich nach ihnen um.

Ihr nennt mich das Revolutionsgespenst, sagte er. Eure ganze Revolution war nur ein Gespenst, ein Schatten. Aber mit der Zeit der Gespenster ist es vorbei. Ihr werdet kein Revolutiongespenst mehr sehen.

Er schritt davon, und verschwand mit den Leichen.

Man hat den beiden ersten Abtheilungen dieser „Bilder" den Vorwurf gemacht, daß sie kein schulgerechtes Ende enthielten. Wir wollen für diese dritte Abtheilung einem solchen Vorwurfe wenigstens insofern zu begegnen suchen, daß wir noch kurz folgende historische Data nachtragen.

Daß das Volk in seinem Kampfe von den fürstlichen Truppen besiegt wurde, ist bekannt. Wenige Tage nachher enthielt die Zeitung des Doktors Edmund die grauenvolle Mittheilung, daß die spurlos ver-

schwundene Generalin von Reuter unzweifelhaft von der stets auf Verbrechen sinnenden Demokratie aus Haß gegen den Adel und den Fürsten ermordet worden sei. Dasselbe versicherte die Zeitung einige Tage später in Betreff des gleichfalls plötzlich verschwundenen Herrn von Behr. Einige Wochen später stellte sich aber heraus, daß der Herr von Behr mit der Frau von Reuter in einem französischen Hafen sich nach Amerika eingeschifft habe. —

Der „constitutionelle" Graf Arensberg war im Frühjahre 1849 mit in Gotha. Den Gedanken, das Vaterland gegen den stets mehr hereinbrechenden Absolutismus zu retten, hat er nie aufgegeben. In neuester Zeit hat er, um ihn zu verwirklichen, sich mit der am Hofe sehr an Einfluß gewinnenden Fräulein Amalie von Brunek verlobt.

Was aus dem armen Franz geworden, hat man nicht erfahren können. Ein Gerücht sagt, er sei wahnsinnig geworden.

Den alten Geigenfritz, das Revolutionsgespenst, hat Niemand wiedergesehen.

Ende des dritten Theils.

Bremen.
Druck von F. C. Dubbers.

Temme, Jodocus Donatus Hubertus, 1798-1881

Elisabeth Neumann Roman in drei Bänden

Bd.: 3

Bremen 1852